

Berliner

Volks-Tribüne.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.
Bonamentspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).
Einzeln Nummer 15 Pf.

Redaktion und Expedition:
80. (26), Elisabeth-Ufer 55.
Ausgabe für Speditoren:
„Volksblatt“, Deuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berech-
Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.
Inseraten-Aufnahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55.
Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen

Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 Mk. 50 Pf.)

Nr. 17.

Sonnabend, den 25. April 1891.

V. Jahrgang.

Aus der Woche. — Der Commis der herrschenden Klasse. — Die Börse als Heimstätte des modernen Raubritterthums. II. — Etwas Berliner Statistik. — Ein Rest Agrarkommunismus. — Vom freien Amerika. — Wie das Arbeitsprodukt vertheilt wird. — Europa verarmt! — Die Einkommen in Preussen. — Literarisches. — Gedicht. — Novelle. — Synbel's Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I. IV. — Der australische Postarbeiterstreik. — Ein Haushaltsbudget. — Der Triumph der Sittlichkeit. — Vom Reichstag.

Die neu hinzugetretenen Abonnenten können das erste Quartal dieses Jahrgangs gegen Ein- sendung von 1,50 Mk. von der Expedition d. Bl. beziehen. Jahrgang 1889 ist komplet zu dem herabgesetzten Preis von 3 Mk. vorrätig.

Aus der Woche.

Die wilden Heiden in Afrika werden weiter zivilisirt. Da die Kerle etwas dickköpfig veranlagt sind, muß man nach der Meinung aller erleuchteten Staatsmänner zu etwas schärferen Mitteln greifen. Und das haben denn auch die hochgebildeten Zivilisatoren und Annetirer des schwarzen Erdtheils der Reihe nach versucht. Der englische Naturforscher Jameson laute ein Negermädchen und ließ es schlachten und aufessen, zum doch einmal zu sehen, was dabei los ist. Der italienische Polizeigewaltige in Massanaah ließ eine Menge wohlhabender Eingeborenen mit Steinen todwerfen und riß ihren Nachlaß an sich. Wo alles zivilisirt, konnten natürlich auch die Franzosen nicht zurückbleiben. Der französische Kommandant am oberen Senegal hat eine vollständige Menschenhejzagd eingerichtet. Wer so und so viele Neger- schädel abliefern, wurde von allen Abgaben befreit oder erhielt Belohnungen in Stoffen. Die Schlächtereie ging so weit, daß die eingescharrten Leichname der Gemordeten die Luft verpesteten und die „Sieger“ selbst in Gefahr brachten. Nun warf man die Kadaver einfach in den Fluß und ließ sie dem Meere zutreiben. Als ein Pariser Blatt diese Schauernachrichten veröffentlichte, leugnete die Regierung mit der ehernen Stirn eines ergrauten Zuchthäusl. rs. Es half ihr wenig. Alle diese Szenen waren an Ort und Stelle photographirt worden. Der Beweis war sonnenklar erbracht. Das ist die Vethätigung des Sages: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“. Die Pfaffen aller Bekenntnisse können auf ihre Schüler wahrhaft stolz sein.

Durch die Spalten der Klatschblätter läuft wieder einmal die Prophezeiung eines Ganzgeseidten von dem bevorstehenden Untergang der Welt. Wenn man die Geschichte rundum betrachtet, kann man dem Mann nicht einmal so Unrecht geben. Für einen sonst ruhigen, mit Klammernissen, Sorgen und Entbehrungen überhäuften Kapitalisten ist es wirklich zum Haarausreißen. Es plagen alle Bande der frommen Scheu und Gesinde- ordnung. Man bedenke doch nur: Auf dem Rittergute Böhlen bei Leipzig streifen die Mägde. Sie verlangen denselben Lohn wie die schlesischen Arbeiterinnen, sowie eine Hinausschiebung des Arbeitsbeginnes von 5 auf 6 Uhr früh. Wenn sächsische Landesfinder in Unteröden schon ein derartiges Vorgehen belieben, zu welchen „Aus- schreitungen“ werden da erst die Sozialdemokraten ge- langen. Die Welt ist nicht mehr schön.

In Prag wurde ein akademischer Verein auf- gelöst, weil er eine Zustimmungskundgebung an die streikenden Arbeiter erlassen hatte. Die deutsche „In- telligenz“ braucht diese Nachricht nicht zu tragisch nehmen; es sind tschechische Studenten, die diese Schandthat ver- brochen haben. Die deutschen Studenten in Prag streiten sich zwar alljährlich ganz „graufjamblich“ herum, ob ein

Jude oder ein Urganer in der „Lesehalle“ die Zeitungs- verwerferstelle innehaben soll, ob seine Gnaden der Baron von Strudelwitz oder Herr Isidor Schmelleles als Vor- tänzer den Studentenball eröffnen soll, das soziale Gift ist aber unter ihre Reihen noch nicht gedrungen. Also man ruhig, fest und treu, die deutsche Wacht an der Moldau ist schon noch dabei.

Die Thatsache, daß im 19. hannoverschen Wahl- kreis der „deutsche Nationalheros“ mit einem Sozial- demokraten in die Stichwahl kommt, begeistert das Organ der Dresdener Blümchenschluder zu folgendem Ausbruche: „Man sollte meinen, daß allenthalben in deutschen Gauen jeder deutsche Mann mit erhabenem Stolz, mit dem Hoch- gefühl in der Brust, sich selbst zu ehren, weil er das Recht hat, den Namen eines Bürgers wie Bismard auf seinen Wahlsettel zu schreiben, zur Wahlurne schreiten würde.“ Gehandelt wie gebewert. Der Mann ist reif für die Tyras-Medaille.

Zwischen Solingen und Gräfenreuth hatte am 2. September vorigen Jahres ein Arbeiter seine rothe Bettdecke zum Lüften ans Fenster gehängt; er wurde deshalb wegen groben Unfuges angeklagt. Das Schöffengericht hat ihn leider freigesprochen. Da sieht man wieder, wie lüdenhaft unsere Gesetze sind. Ja, das Sozialisten- gesetz, dem werden noch viele Thranen nachgeweint werden!

Schon wieder ist eine Lösung der sozialen Frage gefunden worden, diesmal von einer wirklichen „geborenen“ Freisfrau. Die Dame will bei Schildhorn „olympische“ Spiele einrichten. Die Kinder der Armen und Satten sollen gemeinsam Reife schlagen, Ball spielen, Speere werfen und über Gräben springen. Durch den beständigen Verkehr würden alle sozialen Unterschiede verwischt werden, die endlich Erwachsenen würden sich nur mehr als Brüder und Schwestern, nicht aber als Ausbeuter und Aus- gebeutete gegenübersehen.

Die Stadt Berlin ist eine sehr gute Wirth- schafterin. Ihren Steuereinschägern entgeht nicht d:s geringste Einkommen; wird der Winter streng, läßt sich etwas an den Koakshäusen verdienen; trichindses Fleisch ist auch noch zu verwenden, es muß nur in einem Patent- topf gekocht werden. Die reinste Goldgrube aber sind die städtischen Gaswerke; aus den Gaspreisen wird ein Ge- winn von 130 Prozent der Herstellungskosten erzielt. Darum verläuft auch Alles in schönster Harmonie. Es hat in Berlin nie einen Nothstand gegeben, es giebt keinen und es wird keinen geben in alle Ewigkeit. Amen! Sela! Und basta!

Die beiden Einzelrichter, welchen im Polizeipräsidium die Aburtheilung von Bettlern, Prostituirten u. s. w. obliegt, haben im Durchschnitt täglich über 150 verschiedene Fälle zu bewältigen. Wie viele Minuten mögen da auf einen „Infulpanten“ kommen?

Der General der „Friedensarmee“ hat so lange zum Frieden gepredigt, bis er wegen Verwendung der eingelaufenen Gelder mit der Polizei in einen Kriegs- zustand gerieth und gefangen gesetzt wurde.

Old-England befindet sich wieder einmal in militärischen Schwulitäten. In Ostindien wurde eine ganze Abtheilung englischer Soldaten von den Eingeborenen in die Pfanne gehauen; in Portsmouth mußte ein ganzes Regiment hinter Schloß und Riegel gebracht werden: die Marschöhne hatten ihren ehrenvollen Beruf so bid be- kommen, daß sie nicht einmal eine Parade mehr mitmachen wollten. Das ist aber auch nicht im mindesten schön von den englischen Heldenjünglingen. Wie viele holde Blaublütige mögen sich auf das kriegerische Schau- spiel gefreut haben und jetzt ist es Eßig damit und sie weinen sich die Auglein roth. Deportiren sollte man diese Spielverberber!

Die Chemnitzer Bourgeoisie hat beschlossen, eine Krippe zu errichten, in welcher solche noch im Pflage- alter stehende kleine Kinder aufgenommen werden sollen, deren Mutter nachweislich durch ihre Erwerbthätigkeit an den Wochentagen verhindert sind, sich ihrer Kleinen selbst anzunehmen. Man darf nur helle sein, dann kann

man die tiefendste Humanität mit dem tollsten Aus- beutungswahnsinn in einer Person vereinigen. Wenn die Sozialdemokratie staatliche Erziehungsanstalten empfiehlt, so ist das der hellste Unsin, wenn aber die Chemnitzer Fabrikanten etwas derartiges einrichten, dann gehört dar- auf der Staatsrathstittel. Warum, darum; man löst die Mutter von dem Kinde und ermöglicht ihr dadurch, mehr den Unternehmern frommende Werthe zu schaffen.

In einem Dorfe Oberbayerns herrschte an einem Tage der vergangenen Woche der helle Jammer. Frauen weinten am Bujen ihrer niedergeschlagenen Männer, Bräute rissen sich schluchzend aus den Armen ihrer Herzallerliebsten. Es mußte ja geschieden sein, der Krieg war erklärt, der Bürgermeister des Ortes hatte an wehrpflichtigen Männern die Einberufungsordre zustellen lassen. Und so machten sich denn die Helben tieftraurig auf den Weg nach München. Es berührte sie zwar eigenenthümlich, daß man ihnen auf der Bahn auch noch Fahrgeld abnahm, aber, der Staat ist ja einer von den- jenigen, die immer Geld brauchen. In München sah man die Gebirgler mit keineswegs freundlichen Willkomm- bliden an, und machte ihnen klar, daß ihr hochverehrter Herr Bürgermeister ein Egel in Folio sei; ihm seien nur die Formulare überhandt worden, nicht aber der Auftrag, die Wehrpflichtigen einzuziehen. Daraufhin bekamen die Genasführten einen solchen Jorn, daß sie sich alsogleich nach dem Hofbräuhaus begaben und dort ansmachten, ihren Bürgermeister zu verklagen. Wird derselbe ver- urtheilt, die Zeitveräumnis und die Bahnkosten zu be- zahlen, dann schreit er gewiß: „O weh“ und dankt ab; kommt aber dazu noch die Zech im Hofbräuhaus, dann ist er einfach bankrott.

Die „Kreuzzeitung“ ist so sehr begeistert für den Kleinmeister und schwärmt dafür, den „mittleren Bürgerstand“ wieder zu heben. Nichts erregt ihren Jorn mehr, als die Konzentration des Kapitals und die Vernichtung des Kleingewerbetreibenden. — Was ist nun Rudolph Herzog? Rudolph Herzog ist entschieden einer von denen, die den Ruin der Klein Kapitalisten am meisten beschleunigen, er ist der vollkommenste Typus der Groß- bourgeoisie. Was muß also die „Kreuzzeitung“ thun? Sie muß Herrn Herzog blutig hassen. Aber was thut sie? Sie bringt regelmäßig eine seitenlange Annonce; Annoncen machen Geld, und's Geschäft bringt's mal so mit sich; und außerdem cirka jeden Monat eine Re- klame im redaktionellen Theil. Pui, welche Prosti- tution! Wie kann man nur so seine Ueberzeugungen ver- läugnen, edler Ritter von und zu Hammerstein!

Nachträglich erfährt man amtlich, daß Fürst Bismard, der am 20. März seine Entlassung erhielt, bereits für den ganzen März sich seinen Gehalt hatte auszahlen lassen. Wohl oder übel, gewiß aber mit schwerem Herzen that er seinen nicht kleinen Beutel auf und zahlte ^{10/100} des Gehalts zurück, in der Eile ver- gessend, daß der März nicht 30, sondern 31 Tage hat. Da man ihm aber wegen des fehlenden Tages doch nicht den Gerichtsvollzieher schicken mag, er aber nicht mehr herauszahlt, so muß jetzt der Reichstag noch nachträglich 300 Mark Reichskanzlergehalt nachbewilligen, damit die Rechnung stimmt. „Halte, was du hast“, sagt schon die Bibel, womit sie freilich nicht die Schätze dieser Welt meint. Aber auch Bismard hat sich ja Schätze ge- sammelt, welche weder Motten noch Rost fressen, und die Diebe graben auch nicht danach: die ewige Ver- achtung aller anständigen Menschen.

Wieder ein Beitrag zur Volksernährung im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts: „Zu Wurst verarbeitete Kinderhaut ist als ein ganz vorzügliches Volksnahrungsmittel zu betrachten, namentlich wenn der Preis solcher Wurst ein angemessener ist.“ Das hat nach einem „wissenschaftlichen“ Gutachten die Straf- kammer in Dortmund in einer Verhandlung gegen den Metzger Kohlhaas von Hörde festgestellt, der seit langer Zeit „Wurst“ herstellte, deren Untersuchung ergab, daß sie außer Fett, Knorpeln, alten Speckschwarten und

Sehnen auch bis 32 pCt. Rinderhaut enthielt. Diese war enthaart und durch Kochen in einen gallertartigen Brei verwandelt worden. Nächstes Jahr kommen alte Schuhsohlen als „vorzügliches Volksnahrungsmittel“ an die Reihe.

— In einem Artikel über die Brügelstraße schreibt Landesgerichtsrath Kroneder im „Deutschen Wochenblatt“: „Ihre Einführung müßte die sozialen Gegensätze verschärfen, da diese Strafe vor Allem gegen Angehörige der niederen Volksklasse erkannt werden würde.“ Aber Herr Landesgerichtsrath! So etwas darf man doch nicht sagen! Wissen Sie denn nicht, daß der preussische Richter unparteiisch ist? Das hatten wir doch von einem Landesgerichtsrath nicht gedacht, daß er solche — wie soll man sich nur ausdrücken, um die Nachlosigkeit genügend zu kennzeichnen — solche, solche sozialdemokratische Ansichten äußert!

— Der internationale Schwindel ist todt, es lebe der internationale Schwindel! In Argentinien ist er gestorben, und in Brasilien steht er wieder auf, und womöglich in noch großartigerer Form. In ihrer gegenwärtigen Lage hat die kapitalistische Produktionsweise eben den allerbedürftigsten Schwindel nötig, der die erzeugten Waaren-Raffen vernichtet, sonst erstickt die Welt in ihnen. Allein in Rio de Janeiro wurden im Jahre 1890 395 Kompagnien gegründet mit einem Gesamt-Aktienkapital von 1 335 896 Contos, und vom 1. Januar bis 17. Februar d. J. 195 Gesellschaften mit einem Gesamtkapital von 1 402 000 Contos; also wurde innerhalb vierzehn Monaten ein papiernes Schwindelkapital von 2 738 896 Contos oder 5 475 592 000 Mark geschaffen in der Stadt Rio de Janeiro allein.

Der Commis der herrschenden Klasse.

Wir haben es ja immer gewußt und haben uns nie Täuschungen darüber hingeeben, und wenn der Commis noch so feist behauerte, er sei der Chef. Wir haben seinen grotesken Aufschneidereien nie geglaubt.

Er phantastirt die ungeheuerlichsten Rodomontaden in seinem Wahn. Er wird die unartigen Kinder in den Sack stecken, wie der Weihnachtsmann, und die artigen bekommen Zuckerplätzchen. Das ist gar nichts für ihn.

Und dabei ist er wirklich bloßer Commis! Seine Herrschaft, die Bourgeoisie, kleidet ihn, speist ihn und trinkt ihn; ja, sie kleidet, speist und trinkt noch die ganze Betterschaft mit, die Aristokratie. Sie ist freilich loyal; sie verhält dieses Verhältnis unter den verbindlichsten Formen. Der Commis kann sich ganz so fühlen, als wäre er Herrschaft; den Wahn gönnt sie ihm gern; und so mag denn der Commis wirklich in seinem Wahn erhalten bleiben.

Das Proletariat schafft die Werthe; die Bourgeoisie eignet sie sich an und giebt dem Proletariat so viel zurück, daß es nicht zu verhungern braucht, sondern in seiner werthschaffenden Thätigkeit weiter fortfahren kann. Dieses Verhältnis scheint dem Proletariat nicht das wünschenswerthe, und es möchte gern seine Befreiung. Da hat nun die Bourgeoisie ihren Commis; die Aufgabe der Commis ist, diese Unzufriedenheit des Volkes zu stillen, mit Predigten oder blauen Bohnen, mit Gefängniß oder Socialreform; das Wie ist ganz gleich; es kommt nur darauf an, daß er das Volk dazu zwingt, daß es Werthe schafft und ruhig zusieht, wie sie von der Bourgeoisie angeeignet werden. Das ist seine Aufgabe.

Und er erfüllt sie. Er erfüllt sie in jeder Beziehung. Er theilt seine Mittel selbst fein säuberlich ein in Zuckerbrot und Peitsche. Zum Zuckerbrot gehört das Anhören von Reichstagsdebatten über eine Arbeiterschutzgesetzgebung, was ein sehr schönes Vergnügen ist, oder die Letztüre konservativer Blätter, welche über das Manchesterthum donnern und über die Juden, oder die fingerfleischige Thätigkeit von Professoren, welche über den „sozialen Frieden“ und andere schöne Sachen schreiben; zur Peitsche gehören Gefängnisse, blaue Bohnen und dgl.

Nun hätte sich zwar das Proletariat, einen legitimen Vorwand zur Anwendung der letzteren Mittel zu geben. Es müßte auch sehr dumm sein, wenn es das thäte, und deshalb hat es eine Zeit gegeben — unter dem verstorbenen Bismarck — wo man diese mangelnden Dummheit nachhelfen wollte durch Gratislieferung von Dynamit, Unterstützung bedürftiger anarchischer Blätter, deren Unvorsichtigkeit man glaubte gebrauchen zu können und dergleichen. Es hat aber nichts genutzt. So versucht man es denn auf illegitime Weise.

Die Enthüllungen des Treibens der Metallindustriellen mit Lotterie-Kühnemann an der Spitze haben einmal einen attemmäßigen Beweis dafür erbracht.

Hier liegt unter anderem der Beweis vor, daß Lotterie-Kühnemann dem Berliner Polizeipräsidenten ein Trinkgeld von 3000 Mark zukommen ließ zur Vertheilung an diejenigen Schulleute, die „bei Gelegenheit des ersten Mai übermäßig angestrengt gewesen seien.“ Nun thaten zwar die Arbeiter Niemandem den Gefallen, am ersten Mai eine Revolution zu machen, wie naive Bürgerseelen sich einbildeten, aber vermuthlich nur aus Furcht vor unseren braven Schulleuten? dachte sie; und gerührt über diese Rettung? spendete Herr Kühnemann das bewußte Trinkgeld.

Die Quittung des Polizeipräsidenten liegt vor. Es existirt freilich ein Gesetz, welches Beamten verbietet, für dienstliche Handlungen Trinkgelder anzunehmen. Der Polizei-Präsident hat natürlich aber dagegen nicht verstoßen, er hat ja nichts für Dienste genommen, er hat ja auch keine geleistet, sondern die Schulleute, mit denen die Straßen decorirt wurden, und die Schulleute haben

wieder nichts von Kühnemann genommen, sondern nur von ihrem Chef. Man sieht, das Gesetz ist gerettet, nichts Inkorrektes ist geschehen, aber — das Geld kommt eben doch von Kühnemann, daran ist nichts zu ändern.

Der Verband deutscher Metallindustrieller ist zweifellos ein politischer Verein, wie aus seinen Statuten und seiner Thätigkeit hervorgeht. Politische Vereine dürfen mit einander nicht in Verbindung treten, und der Commis hat manchen Proletarier wegen dieses Gesetzes verurtheilt.

Wir haben es schon früher verschiedentlich betont: wir stellen die gegenwärtige Regierung höher, wie das Regime Bismarck. Ihre Absichten sind wenigstens ehrlich, und ihr Fehler ist nur der, daß sie sich in vollständiger Unkenntniß über ihre Stellung befindet, was sie sogar zu Konflikten mit den herrschenden Klassen hätte führen können, wenn sie nicht mit der für sie charakteristischen Aprilstimmung sofort eingelenkt hätte. Sollte nicht die Enthüllung ihr die Augen öffnen?

Uns hat sie nichts neues gebracht, das wußten wir alle schon; nur neue Beweisstücke, attemmäßige Beweisstücke haben wir. Und außerdem geben die Enthüllungen denjenigen Arbeitern eine Lehre, welche noch nicht zu uns gehören, sondern glauben, unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine Besserung ihrer Lage erreichen zu können. Es wird ihnen im Gegentheil immer schlechter gehen; die einzige Möglichkeit bleibt auch für sie jetzt nur noch: die politische Macht zu erringen.

Die Börse als Heimstätte des modernen Raubritterthums.

II.

M. H. Nachdem wir in voriger Nummer der Tribune gezeigt, welch' kolossale Summen die Junst der Großen durch das einfache Kartentumsstück aus den Taschen der Kleinen in ihre Taschen zauberten, daß sie mittelst einer ihnen dienenden Presse die falsche Vorstellung von einem ungeahnten Aufschwung der Industrie und der gesammten Wirtschaftslage erweckten und dadurch eine nach vielen Millionen zählende Werthsteigerung der Industrieeffekten zu erzeugen im Stande waren, beleuchten wir heute eine andere Art von Ausplünderungssystem der Kleinen, das sich von den bisherigen sehr wesentlich unterscheidet. Während dieses den Zweck hat, das eigentliche Kapitalistenpublikum zu prellen, indem es ermöglicht, dasselbe mit den zu diesem Endziel aufgespeicherten Werthen zu überfüllen und dadurch zugleich den Keim für eine Reaction zu legen, die andererseits durch das Freiwerden überzähliger Stüde — gerade wie am Arbeitsmarkt die Reservearmee — eine ungeheure Entwerthung der Privatbahnen, der Bergwerke, der Brauereien, kurz aller Aktien-Etablissements zur Folge haben muß (dadurch also diese Objekte den Großkapitalisten für einen Schundpreis in die Hände spielt) ist das andere System eine Art Pharaos, eine staatlich konzessionirte Spielhölle, um denen, die nicht alle werden, täglich, stündlich, das Fell über die Ohren zu ziehen. Dieses System heißt Zeitgeschäft.

Wie wichtig schon im vorigen Jahrhundert die Agiotage war, zeigt ein Bittat aus jenem denkwürdigen Schriftstück, das vor nunmehr 104 Jahren der Graf von Mirabeau an den König Ludwig XVI. überbandte:

„So ungeheuer auch die Hülfquellen des Landes seien, so unünnig es auch scheinen muß, wenn ich sage, daß in normalen Zeiten die Einkünfte des Staates seinen Bedürfnissen nicht genügen könnten, so wage ich zu prophezeien, daß, wenn die Agiotage nicht unverzüglich und an ihrer Quelle zerstört wird, der Augenblick nicht erspart bleiben wird, wo der beste der Könige, der Freund des Guten, der sich selbst Entbehrungen auferlegt, den Schmerz haben wird, dem Bankerott des Vaterlandes entgegenzusehen!“

Gerathen Sie, Majestät, sich dieser Prophezeiung zu erinnern, wenn man es wagen wird, Ihnen dereinst das Document des Staatsbankerotts zur Unterzeichnung vorzulegen. Seit zwei Jahren schon bereitet man diesen Tag der Schande vor.“

So schrieb der Graf vor hundert Jahren. Und dennoch kannte er das Zeitgeschäft nur in seinen ersten Anfängen. Hätte er heute die „vollendete Form der Technik im Welthandelssystem“ — so nennen die Anhänger desselben den Terminhandel — erschaut, hätte er den Unfug gesehen, den man mit dem Zeitgeschäft treibt, wir wüßten nicht, welche Worte des Stels er gefunden haben würde, um dieses schamlose Treiben zu verdammen. Freilich, in seiner Prophezeiung hat sich der Herr Graf geirrt. Der finanzielle Bankerott der Staaten ist ausgeblieben trotz der ungeheuren Ausdehnung des Ultimo-Geschäfts. Nichtsdestoweniger wird man nicht behaupten können, daß die Voraussetzung vom Standpunkte kurzfristigen Pessimismus geschehen sei. Der Graf hat einfach nicht beachtet, daß der Mechanismus eines Staatswesens ein ungleich komplizirteres und gliederreicheres Gefüge hat, als der eines Einzelindividuums. Er hat übersehen, daß ein großes Staatswesen oft Jahrhunderte braucht, um am Ende seiner Ressourcen anzulangen, da tausenderlei Künste und Heilspästertchen einem Staate zu Gebote stehen, wenn es sich um Hinausschiebung einer Katastrophe handelt, die dem Einzelnen durch das Gesetz verboten sind. Der gewöhnliche Bankerotteur hat Bankerott zu machen, wenn er bankrott ist, der Staat aber kann sein Dasein noch Decennien hindurch weitererschleppen, wie das Beispiel der mehr als verpleiteten Türkei lehrt. Doch ist der Aufschub nur ein Aufschub, und schließlich läßt sich hier so wenig wie dort der ehrene Tritt der Geschichte aufspalten. Was kommen muß, wird kommen und der Terminhandel nicht zuletzt wird den Finanzbankerott der Staaten beschleunigen.

Wir wiederholen nochmals ausdrücklich, daß wir in dem Börsenschwindel einen werthvollen Bundesgenossen

zur Vorbereitung des sozialistischen Staates sehen und deshalb keine Ursache haben, denselben zu bekämpfen. Allein wir haben darüber nicht den Blick verloren für die Komik, mit der die Antisemiten und Zünftler sich dieser Frage gegenüber verhalten, welche auf dem Standpunkt stehen, den Terminhandel nur da zu verbieten, wo er nicht den Interessen der Feudalherren und Schnapsbrenner dient; sondern der Geldaristokratie und dem Heer des kleinbürgerlichen Zwischenhandels. Wir verlangen nicht des Gesetzes Kraft und Strenge für das Verbot des Terminhandels in Nahrungsmitteln, auch überhaupt keine Einmischung des Staates, sondern wünschen freie Bahn für die Bethätigung des Jöbberthums. Darin liegt doch Methode, während die Forderung der Kreuzzeitungsmänner nach Unterdrückung des Treibens der Produktenbörse im Winter und Gestattung desselben im Sommer geradezu belustigend wirkt. Denn mit anderen Worten heißt das: Im Winter wünschen wir lustige Preistreiberei, um unsere Cerealien zu hohen Preisen an die Konjumenten zu veräußern, im Sommer aber, wo wir ohne Vorräthe sind, haben allein die bösen Zwischenhändler, die Manchestermänner, den Vortheil des Getreideterminhandels, ergo: Haut ihn im Sommer, streicht ihn im Winter. Doch zurück zur Sache.

Um objektiv urtheilen zu können, ist es nötig, daß wir uns auf den Standpunkt der heutigen Gesellschaftsordnung stellen, daß wir anerkennen, daß bei der heutigen Art der Gütererzeugung und der systemlosen Hervorbringung der Handel ein unentbehrliches Bindeglied für eine schnelle und rationelle Unterbringung der wirtschaftlichen Güter ist. Wenn wir das anerkennen, dann müssen wir auch einen Schritt weiter gehen, dann müssen wir anerkennen, daß das Zeitgeschäft in Getreide, Zucker, Kaffee und anderen Artikel ein integrierender Bestandtheil der gegenwärtigen Produktionsmethode ist, daß es seinen Zweck, Angebot und Nachfrage zu regeln und eine Umsomme von Zeit- und Kraftersparniß zu erzeugen, erfüllen könnte (schon wegen der Transportersparniß). Und gehen wir noch weiter und geben wir selbst zu, daß nicht nur das Zeitgeschäft in Waaren und Nahrungsmitteln statthaft sein soll, sondern, daß auch die Form des Aktienwesens selbst unter den obwaltenden Verhältnissen der Mehrwertherzeugung Berechtigung haben soll, was in aller Welt aber, so fragen wir, hat das mit dem Zeithandel in Effekten zu schaffen?

Die Aktienwirtschaft ist nichts anderes als akkumulirte Privatwirtschaft, als angeammelte und vervielfältigte Privatwirtschaft, als die einzige Form, um den vielen Tausenden von Klein Kapitalisten die Möglichkeit zu geben, sich an dem Betriebe eines wirtschaftlichen Großunternehmens zu betheiligen. Aber selbst, wenn man zugeben will, daß diese Form — immer in der Voraussetzung des Mangels der von uns angestrebten gemeinwirtschaftlichen Arbeitserzeugung — statthaft sein muß, dann fehlt noch all und jeder Beweis für die Nothwendigkeit des Zeitgeschäfts im Aktienwesen.

Wir behaupten: Keine Sophisterei der Welt, keine Logik kann die Thatsache aus der Welt schaffen, daß das Zeitgeschäft im Effektenhandel einzig und allein nur Spielerzwecken dient. Und zwar in dem allergrößten Umfange, wogegen das verpönte Roulettespiel in Monaco eine wahre Stimperei ist. Das ist Konzentration des Kapitals, die nicht, wie zu Anfang mit der brutalen Gewalt vor sich geht, nicht durch die Entwicklung der Produktion bedingt wird, sondern einfach durch den Schwindel. Der Schwindel ist eine legitime historische Potenz geworden.

Hätte man wenigstens den Einwand, daß das Ultimo Geschäft zur Stärkung des Staatskredits diene und daher unerlässlich sei, wie es die Franzosen so gern aussprechen. Doch bei uns ist ja in Staatspapieren kein eigentlicher Ultimoverkehr. Von welcher Seite man auch das Zeitgeschäft betrachten mag, die Moral kommt dabei nicht auf die Kosten. Nirgends entdecken wir ein Sittlichkeitsmäntelchen, das man zur Verschönerung des widerwärtigen Agiotagetreibens verwenden könnte. Die ganze Verworfenheit, die in diesem System liegt, unseren Lesern zu enthüllen, behalten wir uns für nächstes Kapitel vor, das uns die Praktiken der Raubritter beim Zeitgeschäft enthüllen soll. Dabei wird auch die in der Stempelsteuer liegende Ironie zum Vorschein kommen.

Wahrlich, die Korruption der Bourgeoisie kann nicht unverhüllt zum Ausdruck kommen, wie in diesen ihrem Machtmittel, dem Schwindel.

Etwas Berliner Statistik.

—r. Nach der letzten Volkszählung besitzt der Stadtkreis Berlin 1 579 244 Einwohner gegen 1 315 287 im Jahre 1885. Er hat also um 263 957 Einwohner zugenommen, d. h. um 20,07 pCt.

Dieser Prozentsatz ist größer, als der, welcher für die Bevölkerungszunahme während der Jahre 1875 bis 1885 konstatiert wurde. In der Zählungsperiode von 1880—1885 nahm die Bevölkerung um 17 pCt., in der von 1875—1880 um 16,28 pCt. zu.

Nur die Jahre 1870—1875 wiesen bisher eine ebenso starke Zunahme auf wie die letzten 5, nämlich 20,10 pCt. Was dieser Prozentsatz bedeutet, erhellt aus einer Vergleichung mit dem, welcher die Zunahme der gesammten preussischen Bevölkerung aufweist. Diese betrug nämlich nur 5,79 pCt., sie war also fast nur ein Viertel so groß, wie die Berlins.

Eine so lang andauernde rapide Vermehrung der Bevölkerung hat keine deutsche Stadt aufzuweisen. Seit

dem Jahre 1709 hat sich Berlin verachtundzwanzigfach und fast fünf Mal verdoppelt. Die erste Verdoppelung der Bevölkerung von 56 600 auf 113 289 Einwohner erfolgte in der 41-jährigen Periode von 1709—1750; zur zweiten brauchte es 77 Jahre; denn erst im Jahre 1827 hat Berlin 230 630 Einwohner.

Von nun an erfolgen die Verdoppelungen in kürzerer Zeit und immer schnelleren Aufeinanderfolge. Zum dritten Mal war sie in etwas über 31 Jahren erreicht (1858: 458 637), zum vierten Mal in nur 17 Jahren (1875: 966 858) und zum fünften Mal wird sich die Berliner Bevölkerung in 1—2 Jahren verdoppelt haben.

Mit dieser enormen Vermehrung der Bevölkerung hat die Erweiterung der Stadt nicht im entferntesten Maße Schritt halten können, so daß die Bevölkerung eine immer dichtere werden mußte. Das geht aus der folgenden Aufstellung hervor, die wir der von dem Direktor des Berliner Statistischen Amtes, R. Böckh, bearbeiteten „Bevölkerungs- und Wohnungsaufnahme“ entnehmen. Danach kamen auf 1 Einwohner Quadratmeter:

	1858	1871	1875	1880
im alten Reichthilde	77,44	49,64	43,83	39,67
im neuen Reichthilde	782,80	230,63	153,47	105,44
im ganzen Gemeindebezirk	121,13	71,77	61,27	53,66

Heute wird die Dichtigkeit eine noch viel größere sein; wiewohl einen hohen Grad sie übrigens schon 1880 in einzelnen Stadttheilen hatte, geht aus den folgenden Daten hervor.

Als dichtest bevölkerter Stadttheil steht oben das Spandauer Viertel mit nur 20 Quadratmeter Raum für eine Person, hierauf folgen die Luisenstadt, die vier Theile der Altstadt, die Friedrichstadt u. s. w. Einzelne Stadtbezirke übertreffen aber diese Durchschnittszahl noch bei weitem. So hat der Bezirk Rosenthaler Vorstadt nur 8,51 Quadratmeter pro Person, die Stralauer Vorstadt ebenso wenig. Hier kommt also auf die Person nur ungefähr drei Mal so viel Raum, als zu ihrer Beerdigung nötig sein würde. Im Ganzen waren 1880 schon 76 Bezirke, also über ein Drittel aller, so dicht bevölkert, daß auf ihre Einwohner weniger als 20 Quadratmeter Raum kommt.

Daß sich dies Verhältnis noch in den letzten 10 Jahren verschlechtert hat, liegt auf der Hand.

Eine solche Dichtigkeit der Bevölkerung ist natürlich nur durch das gesundheitschädliche Zusammenpferchen vieler Menschen in die Häuser möglich. Daß in die letzteren denn auch immer mehr Menschen hineingezwängt werden, beweist die folgende Vergleichung zwischen der Zunahme der bewohnten Grundstücke und der Bevölkerung:

	Bewohnte Grundstücke reelle Ziffer	Prozent ihrer Zunahme	Prozent der Bevölkerungs- zunahme
1867	13 656	—	—
1871	14 478	6	16,2
1875	16 637	14,9	20,10
1880	18 476	11,03	16,28

Die Bevölkerung hat also in einem viel höheren Grade zugenommen, wie die Zahl der Wohnhäuser.

Die Folge dieses Mißverhältnisses ist eine größere Sterblichkeit. Und zwar ist es das Proletariat, das in erster Linie darunter leidet. Die Bourgeoisie hat große, geräumige Wohnungen in Häusern mit einer verhältnismäßig geringen Bewohnerzahl; das Proletariat aber ist in die engen Räume der Miethöfen eingeklemmt. Vergleicht man nun die Sterblichkeit der Häuser mit niedriger Bewohnerzahl mit denjenigen der Miethöfen, so ergibt sich eine bedeutende Zunahme in den letzteren.

Man hat die Häuser nach ihrer Bewohnerzahl in drei Gruppen zerlegt: 1) die der Häuser mit bis 40 Bewohnern, welche für Berliner Verhältnisse die gute Wohnart repräsentieren; 2) die derjenigen mit 41—80 Bewohnern, welche das Durchschnittsverhältnis für Berlin giebt und 3) die der Häuser mit über 80 Bewohnern, welche den vierten Theil der Gesamtzahl umfaßt.

Berechnet man nun für diese drei Gruppen die Sterbefälle für je 1000 Bewohner, so ergibt sich für die erste ein Durchschnitt von 2,3, für die zweite ein solcher von 2,5, für die dritte einer von 3,7. Für Häuser mit 100 und mehr Bewohnern hat man einen Durchschnitt von 4,5 Sterbefällen pro Jahr gefunden, d. h. also, der Tod fordert vom Proletariat jährlich einen verhältnismäßig doppelt so großen Tribut wie von der Bourgeoisie.

Und dabei behauptet man denn noch, daß sich der Senfmann nicht an die Klassenunterschiede lehrt! —

Ein Rest Agrarkommunismus.

Die „Monatsschrift für christliche Sozialreform“ schildert die Reste des ursprünglichen Agrarkommunismus, welche sich noch in dem abgelegenen Graubünden erhalten haben. Wir entnehmen der Schilderung einige Stellen:

„Diese Lage des Bauern, sein geschichtetes Dasein und seine wirtschaftliche Unabhängigkeit, hängen aufs festeste zusammen mit dem im Bündener Oberlande üblichen Rechte der Ägung oder des gemeinsamen Weidenganges, einem Ueberreste uralter Selbstgemeinschaft. Jeder der betreffenden Gemeinde angehörige Viehhalter — und hier nennt auch der Aermste einige Ziegen oder Schafe und ein paar Schweine sein eigen — besitzt das Recht im Frühlinge, zu gewissen Zeiten sein Vieh aus dem Stalle zu treiben und es frei auf alle Privateigentümern gehörigen Felder laufen zu lassen. Von alterher ist dieses Recht genau geordnet und aufs zweckmäßigste bis in die kleinsten Einzelheiten geregelt.“

Sowie im Frühlinge die Schneedecke zu schmelzen beginnt, versammelt sich die Gemeinde und beschließt, wann der freie Weidengang beginnen soll. An dem festgesetzten Tage läßt jeder

Bauer des Morgens sein Vieh aus dem Stalle. Das Herkommen verbietet ihm, die Thiere nach einer bestimmten Richtung zu treiben; er muß sie ihren Weg selbst wählen lassen, damit nicht das Feld seines Nachbarn mehr in Anspruch genommen werde als sein eigenes. So lange das Kommunalbewußtsein stark war, wurde dies Herkommen von den einzelnen Viehhältern aufs gewissenhafteste beobachtet. Die Thiere gehen gewöhnlich erst auf Feld oder Wiese des Besitzers, dann etwas weiter, dann ins Gebirge, von wo sie am Abende in ihren Stall zurückkehren.

Wegen des Ägungsrechtes ist es den Eigenthümern untersagt, ihre Felder einzubegen, oder sie müssen zu Beginn der Ägungszeit die Fäune öffnen. Nur Gemüse-, Blumen- und Baumgärten dürfen abgeschlossen bleiben, sowie jene wenigen Felder, welche die Gemeinde wegen wichtiger oder eingebildeter Verdienste ihrer Besitzer mit diesem Privilegium ausgestattet hat.

Ende April oder Anfang Mai — je nach der rascheren oder langsameren Entwicklung der Vegetation — beschließt die Gemeinde, daß der gemeinsame Weidengang aufzuhören habe. Nachdem das Großvieh den Mat auf den Bergwiesen der Viehhalter zugebracht, wird es während der wärmeren Sommermonate auf den Gemeindealpen gehalten und dann im Vorherbe wieder auf den Bergwiesen geweidet. Inzwischen beschließt jede Gemeinde, wann bei ihr die Herbstägung beginnen soll. An dem bestimmten Tage ertönt zur Mittagstunde die Gemeindeglocke: Es ist das Zeichen der Eröffnung des gemeinen Weidenganges für das Großvieh. Acht bis zehn Tage später beginnt gewöhnlich die Ägung für die Ziegen, und noch etwas später für die Schweine und Schafe.

Ursprünglich hatte die Gemeinde das Recht, den Tag zu bestimmen, an welchem alles Gras auf den Feldern „gemeinames Gras“ wurde; von welchem an also nicht mehr gemäht werden konnte und die Privatwiesen nicht mehr von dem Vieh des Eigenthümers abgeweidet werden durften. Dann mußten z. B. die Viehhändler des Kantons Glarus, wenn sie Ende September oder Anfang Oktober durch das Bündner Oberland zum großen Viehmarke nach Lugano zogen, die Grasweide, deren sie für ihr Vieh bedurften, von den Gemeinden anstatt von den Privatbesitzern jener Wiesen pachten.

Die Ägung ist es hauptsächlich — vielleicht allein —, die der ärmeren Bevölkerung das Halten von Ziegen und überhaupt von Kleinvieh möglich macht und ihr dadurch eine genügende Ernährung sichert. Denn das Recht der Gemeindeglieder auf die Nutzung der Gemeindealpen und Gemeindealpen, welche letztere erst in der wärmeren Jahreszeit zur Weide geeignet sind, würde nicht hinreichen. Durch den Umstand, daß der kleine Bauer und der Häusler genöthigt sind, ihr Vieh während eines Theiles des Jahres mit eigenem Heu zu ernähren, wird die Anzahl der Thiere beschränkt, die sie halten können. Das zu Anfang der Sechziger Jahre geschaffene Privatrecht des Kantons hat den römisch-rechtlichen Begriff des absoluten Eigenthums an Grund und Boden auch in die Berge Graubündens getragen. Es giebt jedem Landeigenthümer die Freiheit, seinen Boden nach Gurdanken zu bearbeiten, und nimmt der Gemeinde das Recht, welches sie bis dahin im Sinne uralter Gebräuche ausgeübt. Aber das Bewußtsein der sozialen Nothwendigkeit der Ägung war so stark, daß die Gemeinden nicht aufhörten, darüber zu beschließen, und die einzelnen Bürger beinahe ohne Ausnahme sich diesen Gemeindebeschlüssen fügten. So ist der alte Brauch erhalten geblieben, und mit ihm das kräftige und tüchtige Geschlecht des romanischen Landmannes im Bündener Oberlande.

Was die Klage betrifft, daß der große Grundbesitzer mehr Reingewinn von seinen Wiesen erzielen könnte, wenn er nicht zu gewissen Zeiten das Vieh der Gemeindeglieder dort weiden lassen müßte, so ist sie ja richtig. Die Weiden würden ihren Reichthum noch rascher vermehren können, wenn die Armen nicht jenes Recht besäßen. Das Anrecht des kleinen Mannes an die Thal- und Bergweiden der Gemeinde würde nicht hinreichen, ihm das Halten von Kleinvieh zu ermöglichen; er müßte seine Ziegen aufgeben, auf die kräftige Milchmahlung verzichten, sich um jeden Preis zur Arbeit bei den größeren und großen Grundbesitzern anbieten. Sein bestehender Besitz wäre auf die Dauer nicht mehr haltbar.“

Die Zuschrift schildert dann, welche Versuche von „Mandheiterleuten“ gemacht würden, diese letzten Reste des primitiven Agrarkommunismus zu beseitigen und führt, natürlich freilich im konservativen Sinne, die Folgen auf, die das haben würde: „ein körperlich entartetes Proletariat, das, mit Erdäpfeln, Ciderweine und Schnaps genährt, seine Tauglichkeit mehr besitzt für die rauhe Arbeit der Landwirtschaft, aber gerade in der rechten Verfassung ist, um sich von profitwütigen Unternehmern, welche nach herabgekommenen Bevölkerungen ausschauen, wie Weter nach dem Kase, in Fabriken und Hausindustrie vollends zu Grunde richten zu lassen.“ Die Folge würde dann sein, daß diese Leute zu Sozialdemokraten würden.

Nebenbei gesagt, ein merkwürdiges Zugeständnis, daß man den Kommunismus nur durch den Kommunismus bekämpfen kann; und auch eine treffliche Illustration zu dem bekannten „antifolkloristischen Bauernschädel“.

Unsere Leute haben jetzt solche Angst, weil wir „aufs Land“ gehen wollen. Wir finden diese Angst begreiflich; es ist die Angst des bösen Bewußtseins. Wer hat denn den alten Kommunismus unserer Landbevölkerung zerstört, ihre Ländereien gestohlen, die Betroffenen zu besitzlosen Proletariern oder zu Hypothekensklaven gemacht — wer anders, als unsere Junker? Sie haben selbst den Alt abgefaßt, auf dem sie saßen. Wögen sie jetzt die Folgen erwarten: daß sie mit ihm hinunterfallen!

Die Schilderung ist nach verschiedenen Seiten hin merkwürdig. Welche Zufriedenheit, welches ruhige und beglückte Glück athmet sie! Und das ist der Zustand von Menschen, welche ja nur noch die letzten Reste einer primitiven und rohen Form des Kommunismus bewahrt haben, mit ungenügenden und rauen Naturverhältnissen zu kämpfen haben und nicht im Besitz der Mittel und Einrichtungen sind, welche die Arbeit erleichtern und vereinfachen.

Welches Glück und welche Zufriedenheit muß da erst einziehen, wenn ein vollständiger und hoch entwickelter Kommunismus herrscht, der über alle technischen und Organisationserrungenschaften der kapitalistischen Neuzeit gebietet und durchschnittlich viel günstigeren geographischen Bedingungen gegenübersteht!

Vom freien Amerika. I

Im pennsylvanischen Kokesgebiet fand von Seiten der Elenden und Ausgebeuteten ein Streik statt. Die amerikanischen Bourgeois haben gerade in den Kohlengruben die unwissendsten und ungebildetsten Arbeiter gestellt, die ohne welche Ahnung der Verhältnisse nach Amerika kamen: Slowaken, Italiener u.; die können sie nach Herzenslust ausbeuten. Die eingeborenen Arbeiter und die intelligentesten Einwanderer sind nicht „so leicht zu behandeln.“

Endlich haben sich auch diese Unglücklichen einmal ermannt und zum Streik entschlossen. Und die Republik, was thut sie, um ihren „freien Bürgern“ ihr Recht zu

garantieren? Sie schießt ihre Soldateska und läßt die Streikenden massakriren.

13 Tödt! ohne die Zahl derer, die an den erhaltenen Wunden sterben werden, das ist die neueste Schandthat der Bourgeoisrepublik.

Zuerst suchte die kapitalistische Presse diesen Mord als das Resultat eines Angriffs der Streiker darzustellen; den nächsten Tag verstieg sich diese feile Dirne sogar zu der schamlosen Behauptung, daß die Ermordeten alle Ausländer gewesen seien, und durch List von den Führern auf den Platz getrieben worden seien, weil man von dieser Seite einen solchen Streich geplant hatte. Aber die Wahrheit läßt sich doch in diesem Falle nicht mehr vertuschen; es steht jetzt fest, daß dieser vielfache Mord von Seiten der Kapitalisten ein feiger Geplanter war, daß die Streiker ruhig vorüberzogen und ohne jede Provokation niedergeschossen wurden.

Die Absicht dieses Verbrechens ist unschwer zu errathen; man hoffte dadurch den Streike zu brechen.

Die „New-Yorker Volkszeitung“ berichtet nach den Aussagen eines Augenzeugen:

„Die Schießerei war ein kaltblütiger Mord. Die Bosse haben versucht, die Löhne unserer Leute bis auf das Hungerniveau hinabzudrücken, und als dieselben dagegen an Streike gingen, wurden sie wie Hunde niedergeschossen. Als „Halt“ gerufen wurde, stand ein Theil der Arbeiter still. Kaum hatten sie Halt gemacht, als eine Abtheilung Deputy-Sheriffs, welche in der Nähe versteckt waren, auf die unschuldigen Leute schoß und sie ermordete. Jeder der Teilnehmer an jenem Morde thut gut, auf seiner Hut zu sein. Kapit. Loar mag bestreiten, daß er den Befehl zum Schießen gegeben hat, aber er kommandirte das Detachement und ist für die Handlungsweise desselben verantwortlich. Wir sind so sicher, daß unsere Leute die Opfer eines kaltblütigen Mordes geworden sind, daß wir Haftbefehle gegen jeden uns mit Namen bekannten Deputy-Sheriff, welcher an demselben beteiligt war, erlangt haben, und zwar unter der Anklage des Mordes, und wir haben auch Anklagen gegen die Bosse als Mitschuldige erhoben. Viele dieser Leute sind verhaftet worden und wir werden die Verhandlung der Anklagen gegen dieselben mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln beschleunigen. Wenn es noch Gerechtigkeit in den Gerichten giebt, werden wir sie erhalten.“

Freilich, Gerechtigkeit in den Gerichten! Eine Krähc haßt der andere die Augen nicht aus. Der Kapitalismus, der hier unumschränkt alles beherrscht, opfert seine Werkzeuge nicht, es ist daher unmöglich, auf diesem Wege eine gerechte Bestrafung der Mörder zu erlangen, sondern es bleibt den Arbeitern nur ein Weg, den Klassenkampf wie auf dem Aonomischen, so auch auf dem politischen Gebiet mit aller Energie zu führen, statt die gesetzgebenden Körper und öffentlichen Aemter mit Kreaturen der Kapitalisten, mit erprobten Männern zu füllen, deren Lebensaufgabe es ist, die Lohnslaverei zu beseitigen.

Ein paar Wochen ist es ja erst her, daß in Chicago ganz derselbe Fall passirte; dort knallte ein Polizist kaltblütig einen Streikenden nieder, und als er vor Gericht gestellt wird, wird er nicht nur freigesprochen, sondern sogar noch gelobt.

Das sind so die Kampfmittel, mit denen die Bourgeoisie kämpft — für die Freiheit, die sie meint, die Ausbeutungsfreiheit. Und da ist es ganz einerlei, ob man in der Republik lebt oder in der Monarchie oder sonst wo: die Klinte schießt und der Säbel haut für den, der ihn bezahlt.

Wie das Arbeitsprodukt vertheilt wird,

zeigt sehr hübsch eine sächsische Einkommenstatistik für 1888. Es wurden bezogen als Einkommen aus:

Grundbesitz	247 451 919 Mk.
Renten	167 845 759 „
Handel und Gewerbe	443 775 674 „
Gehalt und Löhne	583 811 732 „
Summa	1 442 885 084 Mk.

Leider sind Gehalt und Löhne zusammengeworfen; und wenn auch ein Theil der Gehälter Äquivalent für geleistete produktive Arbeit ist, welche also Wert schafft, so ist der bei weitem größte Theil, namentlich die großen Gehälter, Mehrverthabplünderung. Wir werden nicht zu viel ansetzen, wenn wir für diese Gehälter von der letzten Summe 25 pCt. abziehen und den anderen zählen; bleibt also für Löhne 438 698 799 Mk. Das übrige beträgt 1 004 276 275 Mk. Die Arbeiter haben die ganze Summe von 1 442 885 084 Mk. produziert, davon erhalten sie noch nicht einmal ein Drittel, und das andere stecken die schmutzenden Unternehmer ein. Allein, auch diese können ihren Raub nicht behalten, sie müssen einen Theil der Beute an die Grundbesitzer geben und einen anderen Theil an ihre Geldleute.

Eine nette Theilerei!

Leider stimmen die Zahlen nicht ganz; denn die Statistiker haben oft nicht genügend getrennt. So steckt in der Zahl für den Grundbesitz gewiß oft die Arbeit der kleinen Bauern mit, deren Ertrag man einfach als Bodenertrag anführt; in „Handel und Gewerbe“ steckt sehr oft die Arbeit der Kleinmeister, wo dann das Produkt einer eigenen Arbeit nicht von dem Produkt von einer Gesellenarbeit geschieden ist.

Allein gerade in dem industriell entwickelten Sachsen, wo der Kleinbetrieb nur noch eine geringe Rolle spielt, wird diese Störung der Zahlen nicht so sehr in Betracht kommen.

Europa verarmt!

Einige sehr interessante Zahlen, welche den rapiden Aufschwung Japans illustrieren, bringt das „Deutsche Handelsarchiv“. Die Ausfuhr von Hiogo-Osaka betrug:

1886:	für 35 080 064 Mk.
1887:	„ 42 967 731 „
1888:	„ 58 763 979 „
1890:	„ 65 896 211 „

Also in drei Jahren hat sie sich fast verdoppelt. Dazu muß noch bemerkt werden, daß die letzten beiden Ziffern noch viel mehr anschwellen würden, wenn nicht in Folge einer Reiskalamität die Reisausfuhr bedeutend nachgelassen hätte; in diesem Jahre wird das vermuthlich nicht der Fall sein, und so kann man erwarten, daß für 1891 vielleicht für 90 000 000 Mk. aus Japan ausgeführt wird.

Unsere Bourgeois sind schön geprellt! Sie haben die „Kultur“ nach Japan gebracht, damit die Japanesen ihnen ihre Waaren abkaufen sollen; und jetzt benutzen die schlauen Japanesen diese „Kultur“, um selber kapitalistisch zu produzieren und um zu verkaufen. So entwickelt sich ein Exportland nach dem anderen zu einem Konkurrenzland.

Wenn man die Sache oberflächlich betrachtet, so denkt man: Das ist ja sehr hübsch, der Gewerbestreik wird allgemein und je mehr die Menschheit die moderne Arbeit annimmt, welche ja so ungemein erfolgreich ist, je mehr produziert wird, desto mehr muß die Menschheit doch auch genießen können.

Allein das ist ja eben der sonderbare Widerspruch unserer Zeit: je mehr geschaffen wird, desto weniger kann genossen werden; je mehr Brot vorhanden, desto mehr müssen die Menschen hungern, je mehr Kleider, desto zerklümpelter müssen sie gehen, und wenn der Ueberfluß erst vollendet ist, so müssen sie vor Elend sterben.

Die japanesische Exportindustrie ist bis jetzt hauptsächlich Luxusindustrie; wie viel Pariser Arbeit mag der Fleiß der Proletarier in Japan brotlos machen!

Aber es ist noch garnicht nöthig, daß unsere bisherigen Exportländer selbst konkurrierend auftreten; es genügt schon, wenn sie ihren Export einschränken, indem sie ihren Bedarf selbst produzieren. Die amerikanische Kinleybill hat diesen Erfolg gehabt. Nach

einer vorläufigen Berechnung der „Nat. Ztg.“ hat in dem ersten Quartal 1891 der Export allein von Norddeutschland um 10 Millionen Mark abgenommen. Diese zehn Millionen Mark erarbeitet das amerikanische Proletariat mehr, wobei noch, wie wir kürzlich zeigten, Lohnreduktionen eingetreten sind, und die deutschen Arbeiter, welche früher diese Waaren erzeugt haben, werden auf das Plaster geworfen, um zu verhungern.

Die Einkommen in Preußen

beträgt nach den Steuerveranlagungen pro Kopf:

Klasse	1876	1890
Klasse a (bis 525 Mk.)	208	197
„ b (526—2000 Mk.)	258	276
„ c (2001—6000 Mk.)	833	896
„ d (6001—20 000 Mk.)	2 637	2 728
„ e (20 000—100 000 Mk.)	10 467	11 027
Klasse f (über 100 000 Mk.)	58 323	59 666

In allen Klassen hat also das jährliche Einkommen pro Kopf der Familie zugenommen, nur bei den Arbeitern nimmt es ab. 1876 betrug es noch 208 Mk., 1890 bereits 11 Mk. weniger. Das nennt man „aufsteigende Bewegung“.

Literarisches

Hoffmann von Fallersleben, Gesammelte Werke, Bd. I (Gedichte). Berlin, J. Fontane; Preis 3 Mk.

Von Hoffmanns Gedichten haben wir in der letzten Zeit öfters einige abgedruckt; er gehört zu den vorzüglichsten politischen Dichtern, welche wir besitzen. — Der vorliegende erste Band enthält seine unpolitische Poesie, und auch hier finden sich wahre Perlen der Poesie; die Gesamtausgabe unseres Dichters unterscheidet sich also von ähnlichen Unternehmungen, wo alte verschmälerte Herren, die kein Mensch mehr genießen kann, mit schulmeisterlicher Pedanterie noch einmal wieder abgedruckt werden. — Es sind eigenthümliche Gefühle, die Einem bei der Lektüre eines derartigen Bandes überkommen; wie weit sind sie doch von dieser harmlosen und lebenswürdigen Zeit entfernt! Unser Geschick hat sich in den paar Jahren gründlich geändert, und die Epigonen, welche noch immer in das alte Horn von damals stoßen, sind uns bereits lächerlich geworden. Und doch, welcher Zauber liegt in diesen schon halb und halb altfränkisch gewordenen Versen! Es ist, wie wenn man einen Illustrationsband von unferem Ludwig Richter in die Hand nimmt. Ueber die ersten Illusionen des Naturalismus sind wir ja wohl schon

hinaus, er ist keine allein seligmachende Religion mehr; aber wenn wir jetzt, mit einem Verständniß, das durch die naturalistische Wissenschaft gereifter geworden ist, diese Gedichte einmal wieder lesen, so stellen sich noch ganz andere Bedenken gegen den Naturalismus ein. —

Ernst Raar, Der erste Mai im Spiegel der Dichtung. Dresden, H. Schnabel.

P. Argyriades Essai sur le socialisme scientifique, Paris, Administration de la Question sociale (Strauss, Rue de Croissant 5). Eine sehr gute sozialistische Agitationsbrochure, welche die sozialistischen Anschauungen in klarer und ordentlicher Weise darlegt.

Reclus-Ale, Die Erde; 15 Lieferungen à 60 Pfg. Braunschweig, Verlag von Otto Salle.

E. Reclus ist ein bekannter gelehrter Geograph, Anarchist und alter Kommunist. Das vorliegende Werk ist eine Umarbeitung seines Buches „La terre“. Schon nach Einsicht der ersten Lieferung können wir denjenigen von unsern Lesern, welche sich über Geographie unterrichten wollen, das Werk bestens empfehlen.

Ein Feuilleton zum 1. Mai, „Der Triumph der Arbeit“, ist von unserem Genossen W. Crane in Holzschnitt hergestellt und zu dem Preis von 1 Mk. durch Dietz in Stuttgart zu beziehen. Die Zeichnung hält sich freilich nicht ganz von der konventionellen Sentimentalität der modernen englischen Kunst frei, dafür ist aber der Holzschnitt von wahrhaft vorzüglicher Ausführung. — Auch die Portraits von unseren Denkern und Führern werden in ähnlicher Weise erscheinen, à Blatt zum Preise von 50 Pfg. Zunächst sind in Aussicht genommen: Karl Marx, Engels, Pashalle, J. W. Beder, Blanqui, H. Owen, E. Jones. Wenn die Portraits ähnlich gut ausgeführt werden, so ist der Plan mit Freuden zu begrüßen.

Eine Zeitschrift zum 1. Mai erscheint auch im Verlag der „Deister-Vollzüge“; dieselbe ist prachtvoll illustriert und enthält Beiträge von Adler, Heimann, Polono, Liebnecht, Kuntz, Schippel, Wittich, Raar, Bailant, Nieuwenhuis u. s. f. Preis 10 Kreuzer, mit Postaufschlag 12 Kreuzer. Bestellungen bei „Arbeiterzeitg.“, Wien VI, Gumpendorferstr. 60.

In der Philipp Reclam'schen **Universal-Bibliothek** werden demnächst folgende Bände ausgegeben:

Die Bekenntnisse des heiligen Augustinus. Uebersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Otto J. Bachmann. (80 Pfg.) Die Bekenntnisse des heiligen Augustinus gehören zu den interessantesten Büchern der Weltliteratur und haben durch ihre nicht etwa nur für den „frommen“ Interesse. Die Wahrheit und Aufrichtigkeit in diesen Schilderungen steht einzig da.

Georg Kennan, Zeltleben in Sibirien und Abenteuer bei den Korjaken und anderen Stämmen Kamtschatkas und Nordasiens. Aus dem Englischen übertragen von D. Hal. Mit frischem Humor geschriebene Reisebilder der berühmten Journalisten, denen wir die grauenhaften Entbehrungen über Sibirien verdanken.

Albert Forthing, Die beiden Schänen. Romische Epyer in drei Aufzügen. (20 Pfg.)

Carl Kayss, Ein toller Einfall. Schwan. (20 Pfg.)

Sozialdemokratischer Wahlverein für den vierten Berliner Reichstags-Wahlkreis.

Freitag, den 1. Mai, Abds. 8 Uhr, im Saale „Königsbank“, Frankfurterstr. 117:

Mai-Feier bestehend in Konzert.

Gesang ausgeführt vom Gesang-Verein „Liedertust“, Mitglied des Arbeiter-Sängerbundes. Festrede gehalten vom Reichstags-Abgeordneten Paul Singer.

Nachdem: **TANZ**.

Um zahlreiches Erscheinen ersucht **Der Vorstand**. Programme à 20 Pfg. sind in den mit Plakaten belegten Lokalen, sowie in den Zahlstellen des Vereins, bei den Genossen im Süd-Osten: Gottfr. Schulz, Admiralsstr. 40 (Kottbuser Platz); Fr. Jubelt, Naunynstr. 86 part.; Karl Scholz, Wrangelstr. 32 part.; Benno Stabernad, Wrangelstr. 85 im Zigarrengeschäft; im Osten: G. Tempel, Breslauerstr. 27, Rest.; D. Heindorf, Langestr. 70 part.; Volz, Friedrichsbergerstr. 11, Restaurant. — Auch werden dafelbst neue Mitglieder aufgenommen.

Agitations-Nummern

der „Berliner Volks-Tribüne“ stehen unseren Freunden gratis zur Verfügung.

Allen Parteigenossen empfehle meine **Destillation nebst Bier-Lokal**. O. Zabel. Frankfurter Allee 90, Ecke Mühlentorstraße.

Salat versendet gegen Nachnahme. Cl. Wendler, Zittau i. S. Böhmisches StraÙe.

Allen Genossen empfehle mein **Weiß- und Bairischbier-Lokal**. 7 Arbeiterblätter, sowie die Schwarze Liste der Eisenindustriellen (4. Ausgabe) liegen aus.

Zahlstelle

der Töpferklasse (jeden Donnerstag), des Metallarbeiterverbandes, des 6. sozialdemokratischen Wahlvereins, der gewerbl. Hilfsarbeiter und der Arbeiter-Bildungsschule (alle Tage).

Franz Gleinert, Schankwirth. Müllerstr. 174, Eingang Heimstr.

Allen Freunden und Genossen zur gefälligen Kenntnissnahme, daß ich in der **Reichenbergerstraße 54** (Ecke der Kaufstr.) eine

Destillation

verbunden mit großen Räumen für Kassen etc. eröffnet habe. Ich werde bestrebt sein, daß seit vielen Jahren mir geschenkten Vertrauens mich weiter würdig zu zeigen.

Max Schayer.

Reichenbergerstraße 54.

Allen Parteigenossen empfehle meine **Weiß- u. Bairisch-Bierlokal** Potsdamer Bier.

August Insinger

Krausstr. 48.

Mai-Feier des 6. Wahlkreises.

Freitag, d. 1. Mai, Vorm. 10 Uhr, im Etablissement „Eiskeller“, Chausseest.

Große öffentliche Volks-Versammlung

mit einem dem Tage entsprechenden Thema.

Nach der **Arbeiter-Fest im Moabite: Schützenhaus** (Blödensee). verbunden mit **Konzert und Tanz**.

Herren, die am Tanz theilnehmen wollen, zahlen 30 Pfg. (nicht wie im Programm irrtümlich gedruckt 50 Pfg.). — **Entrée frei**.

Zu diesem Arbeiterfest ladet alle Genossen und Genossinnen recht zahlreich ein

Das Comité.

Berliner Arbeiter-Bibliothek. 2. Serie.

Sammlung Sozialpolitischer Flugschriften.

Sieben erschien Heft 13:

Die Arbeiterbewegung

im Lichte der materialistischen Geschichts-Auffassung.

Von **Gerhard Brause**.

40 Seiten. Preis 20 Pfennig.

Jedes Heft der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“ ist einzeln zu beziehen. Die Preise sind niedriger gestellt wie bei allen anderen Unternehmungen.

Bestellungen richtet man an die bekannten **Kolporteurs** oder an die

Expedition der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“

Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.

Kolporteurs gesucht und gebeten, sich an die Expedition zu wenden. Hoher Rabatt.

Sonnabend, den 2. Mai 1891, im Konzerthaus „Sanssouci“, Kottbuserstraße 4a:

Feier des 1. Mai

veranstaltet vom

Verein z. Regelung d. gewerbl. Verhältnisse d. Töpfer Berlins u. Umg.

Unter Mitwirkung des Gesangvereins „Nord“. — **Konzert. Prolog. Ball.** Festrede, gehalten vom Regierungs-Baumeister Gustav Rehter. Dann Abtammung der in der Feil-Zeitung enthaltenen Resolution.

Anfang präzis 8 Uhr. Abendkasse findet nicht statt. **Entrée 40 Pfg.**

Die Feil-Zeitung gelangt am Eingang gratis zur Vertheilung.

Billets sind auf allen Zahlstellen des Vereins und in den mit Plakaten belegten Handlungen zu haben.

Zu zahlreichem Besuch ladet Freunde und Gönner des Vereins freundlichst ein

Der Vorstand.

Restaurant zum „Zukunftstaat“ Adolph Scholtz,

Kastanien-Allee Nr. 35. (Bis 12 Uhr Nachts geöffnet).

Arbeiterliteratur inkl. „Gazeta Robotnicza“ liegt aus.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein **Weiß- u. Bairischbier-Lokal**. Zimmer mit und ohne Piano ist noch einige Tage zu vergeben. **Hugo Köhn**, Naunynstr. 83.

„Vorwärts“

Organ

für die Interessen des arbeitenden Volkes.

Buenos Aires (Argentinien)

Calle Reconquista 650.

Das Blatt erscheint wöchentlich und bringt Originalberichte über die sozialen und politischen Verhältnisse in Südamerika. Allen Arbeitervereinen, Arbeitervereinsvereinen und politisch thätigen Personen in der Arbeiterbewegung zur zuverlässigen Information über Südamerika bestens empfohlen.

Jährl. Abonnementpreis Doll. 2,50. Vorausbezahlung.

Allen Freunden und Genossen zur Nachricht, daß ich das **Schönfeld'sche**

Weiß- und Bairischbier-Lokal

mit **Vereinszimmer** käuflich übernommen habe. Um freundlichen Besuch bitte

Wilhelm Grube, Mariendorferstr. 10.

Beiträge zum Wahlverein und zur Arbeiterbildungsschule werden entgegengenommen, auch Eintrittskarten zur Bildungsschule sind zu haben.

Achtung! Moabit!

Den Genossen **Moabits** empfehle meine

Zeitungs-Spedition,

Größtes Lager in Zigarren und Tabacke,

Zahlstelle

des neuen Verbandes der Metallarbeiter.

A. Schiefel

Berlin SW., Gohrkowsky-Straße 8.

Unterricht an einen Staatsbeamten.

Von Giuseppe Giusti. Aus dem Italienischen von Paul Heyse.

Vor allem, Theurer, lern tief dich bücken,
Die personifizierte Reberenz!
Den ersten besten Grad wirf um den Rücken
Und nimm zum Vorbild eine Excellenz.
Denn an der Kutte wird der Mensch erkannt,
Und nach der Länge schätzt man ja die Wand.

Vern, wie die Klinken auf und ab zu gehn;
Zu sehn, als sähest du nicht, mach dir zur Pflicht;
So du gewissen Zug — du wirst verstehen —
Dah „ja“, halb „nein“, „vielleicht“ — vielleicht auch nicht.
Gewöhne jenes Sauer-süß dir an,
Den Häfcher dich und Höflich lehren kann.

Beileibe keinen Bart, will ich dir raten!
Denn selbstverständlich ist: die Angestellten
Pflegen, je mehr sie aussehen wie Kasstraten,
Je mehr bei dem verehrten Chef zu gelten.
Doch daß du hierin trefflich kannst bestehen,
Hat schon die liebe Mutter vorgelesen.

Veräume nie die Predigt und die Messe
Und bete so, daß dich die Leute sehn,
Auch Sorge stets — so willst dein Interesse —
In deines Präsidenten Stuhl zu gehn.
Steh Schildwacht am Portal, um, wenn er eben
Der Schwelle naht, Weihwasser ihm zu geben.

Berschaff dir Zutritt und benutz ihn häufig
Bei einer Kletterpflanze von Minister.
Je nach der Stimmung ändre dort geläufig
Die Tonart deines Spiels und der Regier.
Wenn's angebracht ist, den Handwurst zu machen,
So mach' ihn nur und bringe sie zum Lachen.

Ich glaub an Mauth, Accise, Zoll und Steuern,
An den Kataster auch und seine Sippe
Ich glaube, daß mein Kreuz nie wurd zu scheuern,
Ich glaub' an Stall und Krippe,
Und bete zu den Heiligen spät und frühe,
Des Tages, wo ich mein Gehalt beziehe.

So hoff ich, soll's mir mit der Zeit gelingen,
Ganz leicht die höchsten Ehren zu erwerben,
Vielleicht selbst in den Adelsklub zu dringen,
Und endlich sanft zu sterben
Als Steuerrath, ein „von“ vor meinem Namen,
Und mit dem Ritterkreuz im Knopfloch, Amen!

Geh'st steifer zu, muß man beim Whist verstummen,
So nimm die Karten flink als vierter Mann.
Berliere tapfer, spiele ja den Dummen,
Daß man mit deinem Vech dich hänseln kann.
Pfleget er am Kartentisch dich auszuländern,
Wird er den Schmerz auf Staatsunkosten lindern.

Bersorg' ihn stets mit frischen Klatsch, mit allen
Stadtanekdoten, die man wissen muß,
Mit allem Neuesten, was vorgefallen
Bom Schützmann bis zum Generalfiskus.
Sei's Amtspflicht oder Müßiggang — die Herrn
Großwürdenträger klatschen alle gern.

Am Voben sei nur ja nicht rücksichtsvoll,
Verdacht' ihn gradeaus und um die Ecke
Lob ihn, wenn er geschickt, und wenn er toll,
Erreichte Ziele und verfehlt'ne Zwecke,
Auch wo das Voben weder Kopf noch Schwanz hat,
Lob immerzu, und lobe nie dich ganz satt.

Fisch' eine reiche Braut. Des Anstands (ohne
Von Tugend erst zu reden) magst du lachen.
Und woll'n dich deine gnädigen Patrone
Mit einem kleinen Scheusal glücklich machen:
Ist sie nur hübsch vergoldet, schlacke munter
Die Pille ohne Maulverzeihn hinunter.

Rühr dich so viel du kannst, sei stets parat,
Und was auch kommen mag, sei dir willkommen.
Doch mußt du bitten; nur weil sie nicht bat,
Hat ja die Kröte keinen Schwanz bekommen.
Denn du begreifst: Wenn keine Bettler wären,
Wie kämen da die großen Herrn zu Ehren!

Ministerseelen sind so ziemlich auch
Aus gleichem Thon geformt wie dein' und meine.
So fühlt auch erst ein aufgeblasner Gauch,
Der, wenn er spendet, nie verdirnt das Seine,
Nur was so billig, wie die Sonn im Mai,
Durch Dank der Bettler, daß er etwas sei.

Und unser Mann — an tauben Ohren
Sehn ihm die schönen Lehren nicht verloren.
Er eilt hinweg und lernte Anie und Rücken
Biegen und schmiegen und sich drehn und drücken.
Hindänglich dann gesonnt, geliebt, gefachtet,
Von Chef zu Chef sorgfältig zugerichtet,
Nachdem er oft denselben Weg gegangen
Und Tausche dann und Firmelung empfangen,
Als hartgefottner Schlauchkopf und Filou,
Kam er ins Amt, und nun ging's lustig zu!

Daß nicht am Dalse den
Bestellungsbrief
Zu tragen üblich ist,
Daß schmerz' ihn tief.

Doch überm Bette
An würdiger Stätte
hängt' er ihn auf,
Und früh und späte
Dies Stoßgebete
Sandt' er hinauf;

Ich glaub an das allmächtige Gold und seinen
Geliebten Sohn, den man den Gulden nennt;
An Wechsel, Amtsgeld und den Dreieinen,
Heiligen Kontokorrent.
Ich glaub' an Kabinettsbefehl, Reskript,
Und an den Thron, der mir ein Ansehen giebt.

[1. Fortsetzung.]

Die papierne Passion.

(Eine Anekdote.)

Eine Berliner Studie.

Von

Arno Holz und Johannes Schlaf.

„Ach ja! . . . Warum hat mir man unser Herrjott
mein Moriken nich jelassen!“
Herr Haase hüstelt. Er bezieht sich etwas unruhig seinen
Cigarrenstummel.

„Det wah'n Kind! — Jott! Ich sage! — Se hätt'n
man blos ihre Ogen jehn solln! — Na! — Ich . . .
weun . . . mit eenem Worte . . . Sehn Se! So'n Kind
muß mir nu sterben un mit det riedije, ruppige Froon-
zimmer muß ich mir zu Schanden ärjern! Ree! . . . id . . .
Jott! — Ich sag schon! . . . Ree!“

Sie kann nicht mehr weiter sprechen. Die Uhr tickt, das
Feuer knarrt. Vorn von der Strafe her ist jetzt das dünne,
eintönige Geläute der Sophienkirche zu hören. Es ist Abend-
gottesdienst. Dazwischen, in der Velleetage unten, ein Klavier.
Eine Dame singt. Ab und zu bleibt sie stehen; immer an der-
selben Stelle. Aus dem asphaltierten Thorweg her wieder das
dumpe Trampeln von Pferdehufen und das Dröhnen und
Ritzen von Eisenstangen.

„Ich seh ihr immer noch! — Sie lag schon in'n
letzten Fiejen! — Sehn Se! Da hat se mir noch ge-
tröstet! — „Weine doch nicht Mutterchen“, sagte se —
Wat det Kind schon fier 'ne Sprache hatte! — „Weine
doch nicht, liebes Mutterchen! Mir ist ja wohl! Ich
komme ja nun zum lieben Gott! Da sehn wir uns alle
wieder!“

Mutter Abendroth'n hat das langsam, deutlich gesprochen,
als ob sie es aus dem Gesangbuch vorläse.

„Na, wat meen' Se woll! So'n'n Verstand von:
zwölfähriget Kind! — Ich denk so manchemal: is det ooch
recht von unsem Herrjott, det er mir det Würken je-
nommen hat? . . . Ree, wissen Se! — det frist mir noch
uf! det frist mir noch uf!“

Sie hat sich mit ihrer runden Hauss mehrmals gegen ihre
dicke, breite Brust geklopft, Herr Haase dampft und starrt mit
großen Augen vor sich hin.

„Aber, wissen Se? Det Kind könnte heite noch
leben, sag id! — Ich jab ihr damals in de Diakonissen-
anstalt, sehn Se! Un da habn se mir det arme Meechen
so jedriefelt! — Ich hatte ja nich so det Geld, sehn Se!
Se hat nich die richtije Pflege gehabt, sag id! — O,
id weef ja! die Schwester Anna, det wah'n Nas!
So recht scheinheitig vor de Dogen, wissen Se! Aber
dabei hatte se't hinter de Ohren! Na, wenn id Ihn'n
da erjehn wollte! . . . Ich hätt' det arme Kind ja
ooch zu jerne hier behalten: aber stoobn Se? Mein Karl
konnte ja det arme Würm nich vor de Dogen erjehn! —
Erjentlich wah se ja ooch janich mein rechter Kind! Ich
hatte ihr von meine Schwester anjemenommen. Det Weib-
stide hat elf uneheliche Kinder . . . Sehn Se! Un mein
Karl sagte nu: wat brand'n wir dem Weibstide ihre
Kinder ufzjuttern! Sehn Se! Deshalb kann er ooch die
Wally nich leiden. — Na, id bitt Ihnen! Wat kann

jo'n armes, unschuldijet Viehfen davor! Aber Sie stoobn
janich, wat det fier'n oller, jnagijer Bengel is! . . . Na!
Ich sag schon! Ich möcht' ooch schon lieber crepier'n, wah-
haft'jen Jott! als mal von den seine Inade leben!“

Wieder ist es einen Augenblick still. Wally hat sich gegen
das Fenster gedrückt, sie schüttelt sich vor Frost.

Die weiße Schneedecke über den leeren Flaschen, vertrockneten
Blumenstöcken, Lappen und den in Zeitungspapier gewickelten
Fleischstücken auf dem breiten, grüngezeichneten Fenstertisch draußen
wird immer dichter. In den Ecken der Fensterscheiben häuft sich
der feine Schneestaub an. Das Licht, schräg von den hellen
Fenstern des Seitengebäudes, glitzert drauf. In dem weissen,
beschneiten Raub der Blumenstöcke, raschelnd, der Wind . . .

„Re! det frist mir noch uf! Det frist mir noch
uf! . . .“

„Zing, zing! —“
„Ach, Jottedoch! Ja! . . .“

„Zing, zing! —“
Mutter Abendroth'n horcht auf.

„Na! Wisse ufmachen?! Hast' nich jehört, det't je-
lingelt hat, olle Dromlade Du?!“

Wally ist zusammengefahren, sie drückt sich hinaus.
Herr Haase athmet auf.

„R Abend, Mutter Abendroth'n!“
Ein Kugelrunder, rother Kopf hat sich durch den Thürspalt
geschoben. Hinter einem Kneifer vor ein paar kurzschichtige, jwin-
terende Augen. Auf dem kurzgeschorenen, weißblonden Haar
balanciert eine kleine, blaue Studentennahe.

„R Abend Herr Röder! Na, wissen Se! . . .“
Mutter Abendroth'n bückt sich über die Schüssel nach vorn
aus ihrer Herbede vor.

„Sie sind mir aber och'n scheener Rumbreiber!
Wachten Se man! R janzen Tag nich zu Hause jewesen!“
Sie lacht und blingelt Herrn Haase zu.

„Na lassen Se nur jut sein! Hat alles setne juten
Seiten!“

Herr Röder hat sich hinter Wally her in die Küche geschoben.
„Guten Abend!“

Er macht vor Herrn Haase eine sehr ceremonielle Verbeugung.
„R Abend! R Abend!“

Herr Haase ist ein paar Mal hastig auf und nieder gewippt,
er hat wieder beinahe seine Kappe fallen lassen.

„Da—vor hab' ich . . .“
Herr Röder läßt seinen Kneifer abschnellen und pußt ihn
mit dem Taschentuche.

„Da—vor hab' ich auch heute 'n Mann für
Sie jefunden!“

Er hat den Kneifer wieder auf seine rothe, zerfetzte Stumps-
nase geklemmt und glogt nun Mutter Abendroth'n groß an.

„Nann?“
Mutter Abendroth'n lacht. Herr Röder lehnt sich mit seinem
dicken, breiten Buckel gemütlich gegen den Thürposten.

„Det wird'n scheener Zemiese find!“
„Na! Sagen Se nich! . . . Er ist allerdings'n
biischen bußlig!“

Wally lacht.
„Na, heern Se mal!“

Auch Herr Haase lacht jetzt höflich. Herr Röder ist ganz
ernst.

„Er ist auch'n biischen blind!“
Wally hüpfet jetzt vor Beiznügen auf und nieder. Sie klatscht
in die Hände, sie erstickt bald vor Lachen.

„Hm! Det's'n Vorzug!“
Mutter Abendroth'n schmunzelt.

„Auch'n biischen lahm!“
„Nanu!? Det is ja't reene Lazareth! Sonst noch
wat?“

„Sonst'n strammer Sieb'ziger!“
„Na wissen Se! — Doch schlecht.“

„Ch! . . . Aber — Pinke hatter!“
„Ah! — Na, denn man ran! . . . Ah—Sie . . . Re . . .“

Mutter Abendroth'n lacht, daß ihr die Thränen in die
Augen kommen.

„Jottedoch! — Na . . . id sage immer . . . Spaß
muß find!“

Sie wischt sich mit dem Handrücken über die Augen. Herr
Röder ist wieder zeremoniell geworden.

„Also: mit dem Abendbrot?“
„Heite jiebt' Kartoffelpuffer!“

„Was?? — Ah! . . . Sie! — Ree! — Junge
Frau! Das werd' ich Ihnen nie vergessen!“

Herr Röder ist wieder in Extase gerathen und hat seinen
dicken, runden Arm pathetisch ausgestreckt. Er sieht Mutter
Abendroth'n ganz verliebt an. Seine runde, fleischige Hand hat
er in der Herzegend auf seinen dicken, braunen Winterüberzieher
gelegt. Er seufzt.

„Ree! . . . id . . . id schrei mir dot! . . . Ich . . .“
Mutter Abendroth'n legt sich hintenüber gegen die Wand.
Sie muß nach Luft schnappen.

„Guten Abend?“
„R Abend! R Abend!“

„Ree! . . . Jottedoch! Ich . . .“
Draußen schließt Herr Röder jetzt die Studenthür auf. ||

„Frisje, Frisje, Friedrich!
Bis doch nich so lieberlich!
Frisje! Frisje!

„Dir wachsen ja die Haare aus der Mü—hü—ge!“
Mutter Abendroth'n wendet sich, noch immer an ihrem
Lachanfall laborierend, zu Herrn Haase.

„Nu heern Se blos!“
Im Entree klappt jetzt die Thür zu.

„Ach Jott ne! . . . Na! . . . Ich sage! . . .“ „Is det
'ne Krute? — Ich könnt' mir immer trudeln, schon wenn
id'n seh'! . . . Ach Jott nee! . . . Hoch! . . . Lauter
ruppijet Zeich hat er in Koppe!“

Endlich kratzt wieder die Kartoffel über das Reibeisen.
Rebenan wird eine Operettenmelodie gepfiffen. Ein Stuhl wird
gerückt, ein Stiefel ist gegen die dünne Wand gepflogen.

„Abrijens! Hab'n Sie jemerk't? Uf die Nacht hat
er wieder so'n ollet Froonzimmer dagehabet! . . . Na?!
Wat haste denn zu jlubschen! Wat?!

Wally dreht sich schnell wieder gegen das Fenster um. Sie
hat sehr aufmerksam zugehört.

„Ja, wissen Se . . .“
Mutter Abendroth'n flüstert nun noch.

„Ich hab'n ooch schon lange mal orntlich eens uf-
meebeln woll'n! Aber denken Se, id kann'n beikomm'n?
Is nich! Wenn er so mit seine olle Klauen kommt, muß
id mir wieder halbdot lachen! . . . Na, Jott! Ich sag:
Schließlich hat Jeder seine Fehler! Sehn Se, drum drück
id ooch lieber'n Doge zu! Junge Leute sind nu mal so!“

„Zing, zing! . . . zing, zing!“
Es hat draußen abermals getlingelt, Wally ist ins Entree
gehuscht. Mutter Abendroth'n horcht.

„Nanu?! Det jeh't ja heite wie 'ne Alzise!“

Draußen eine bedächtige Bassstimme. Dazwischen lacht und freit Wally.

„Na! Ich will man nun . . .“
Herr Haase hat die Hand schon auf die Kante gelegt.
„Ach wo! Bleiben Sie doch, Herr Haase! Bleib'n Sie doch!“
„Oh! Ich . . . ich störe!“

„I wo! Heern Sie denn nicht? Is jo man der olle Kopelle!“

„Um!“
Herr Haase lehnt sich langsam, jögern, wieder gegen den Heerd.

„Nah! Olle Kopelle! Olle Kopelle!“
„Der! Kinder, nee . . . So'n Schweinewetter? Raum aus de Dogen kann Gener seh'n!“

Olle Kopelle ist hereingehumpelt. Er schüttelt seine breiten Schultern. Der Schnee stäubt von seinem weiten, hochgrauen Ueberrock nach allen Seiten in der Küche umher.

„N Abend!“
Wally hängt noch an seinem Arm, sie hat sich von ihm in die Küche schleifen lassen.

„Olle Kopelle! Olle Kopelle!“
„Manu?! . . . Fieb Dir doch, ja?! . . . 'n Abend, olle Quasselstrippe! Na?! Wie geht 't?!“

„Ne, Mutter, wie soll't jehn! Beeft jo! . . . Man so'n mieses Dasein! Gener krepelt sik so durch! . . . 'n Abend doch!“

Er hat Mutter Abendroth'n die Hand gereicht. Seine kleinen, wasserblauen, gutmüthigen Augen glitzern, er schmunzelt über das ganze glattrasierte dicke Gesicht.

„Wünsch 'n scheen' jut'n Abend, werther, junger Is ehr anjehem!“

„Gu' . . . oend, Herr Kopelle! Gu'n Abend . . . Um!“
Herr Haase lachelt verlegen und sucht seine Hand frei zu bekommen. Endlich läßt olle Kopelle los und dreht sich kurz auf dem Stiefelabsatz um. Er zerrt sich das wollene Halstuch ab und wirft es über das Bett, gegen das er einen kleinen, braunpolierten Kasten gelehnt hat. Er rückt sich einen Stuhl an den Küchentisch.

„Himmel, haste keene — Flinte! . . . Ne! Der — infamichte Reismatismus!“

Er hat sich langsam, mit steifem Rücken niedergelassen. Wie er den Kopf hin und her wendet, stültert eine kleine goldene Birne in seinem rechten Ohr zwischen den Haaren hindurch.

„Um! . . . Na! . . . Un wie geht's sonst, Mutter? Ich muß doch 'mal jehn'n kommen?“

Er atmet tief auf und reißt sich behaglich die Hände. Seine kleinen Augen blinzeln vergnügt auf dem Tisch umher.

„Ne, Jott! Wie soll't jehn? . . . Wie so'n Hund! Af zwee Beene! — Na, un wat macht Mutter? . . . Bleib'n Sie man, Herr Haase! Ich hab' schon Platz!“

Mutter Abendroth'n ist mit der Schüssel an den Heerd getreten.

Danke jehorjams! Det olle Unjehier befindet sich bei mittelmäßiger Gesundheit, wie die Chinesen jagen . . .

„Aber wechte . . . Um! . . . Du! Kind!“
Er hat geheimnißvoll in die Fensterrede hinüber geblickt. Wally ist zu ihm getreten, er jagt ihr leise ins Ohr.

„Bring . . . bring mir mal 'n paar Bollen, Kind!“
„Oh, Mutter! Hoho! . . . Olle Kopelle will wieder rohe Bollen essen!“

Olle Kopelle runzelt ein wenig seine breite, weiße Stirn.

„Nicht doch, Kind! Nicht! . . . Det mußte nicht! Det 's jo unjehogen! Det jehert sik nicht!“

„Du?! . . . Ich . . . Du wecht?“
Mutter Abendroth'n hat den Tiegel von der Wand geholt und ihn auf das Herdfeuer gesetzt.

„Setzen Sie sich doch uf mein'n Stuhl, Herr Haase!“
„Da, olle Kopelle! Da! Drei janz, janz große!“

„Scheen, Kind! Scheen!“
Olle Kopelle hat sich ganz steif auf seinen Stuhl gesetzt und polst nun sauber die Schaale von den Zwiebeln ab. Er schmunzelt mit zusammengeschnittenen Lippen und sieht fortwährend auf die Zwiebeln. — Im Tiegel auf dem Herd steht es jetzt auf. Ein scharfer Geruch von bratendem Schmalz geht durch die Küche. Es knistert und spritzt.

„Sie müssen nämlich wissen . . . mein verehrtester, junger Herr . . .“

Olle Kopelle dreht jetzt die Zwiebel behutsam zwischen den Fingerspitzen.

„. . . um den in Ihren Augen . . . vielleicht unbeeiflichen Umstand . . .“

Er hat sie mit Daumen und Zeigefinger zierlich in den Mund geschoben.

„det . . . det id öfters an der Luft mangle!“
Herr Haase hat sich in seinem Stuhle zurückgelehnt, er hustet. Er hat sich eine neue Cigarre angezündet und raucht sehr stark.

„Um! . . . Sie — leiden an Athemnoth?“
„Pfiff?!“

Herr Haase wendet sich erschrocken um. Mutter Abendroth'n hält sich die Seiten vor Lachen.

„Ach! . . . Ach! . . . Naah! . . . Jottedoch! Reel! Det . . . det is wirklich jelungen!“

Herr Haase betrachtet ganz verwirrt seine Cigarre.

„Ach . . . Sie . . . Sie . . . ?“
„Nu, det will id gerade nicht jesagt haben, werther, junger Herr! Aber . . .“

Er schiebt sich die zweite Zwiebel in den Mund. Er blinzelt Herrn Haase sehr freundlich zu.

„Aber —“
Wally hat sich dicht an Olle Kopelle herangedrückt und ihr bärren Arme um seine breiten, weichen Schultern gelegt.

„Olle Kopelle hat bloß manchmal 'n bisken 'n verstoppten Magen!“

„Aber — Kind! . . . Du mußt . . . Det is jo nicht anständig!“

„Na, is doch aber wah?“
„Hach Jottelen! Reel! . . . Reel! . . .“
Mutter Abendroth'n hat sich noch immer nicht von ihrem Vachanfall erholt. Herr Haase lachelt jetzt auch. Aber ein wenig gezwungen. Es riecht jetzt sehr nach Zwiebel. Olle Kopelle sieht ihm gerade gegenüber. — (Fortf. folgt.)

Sybel's Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I.

IV.

Der revolutionäre Bismarck.

Wie neuerdings bekannt geworden ist, hat Bismarck am Sybel'schen Werke den Antheil eines stillen Mitarbeiters gehabt. Er hat Herrn von Sybel die notwendigen Aktenstücke in die Hand gedrückt, die es dem Historiographen ermöglichten, ihn in der bengalischen Beleuchtung eines nationalen Heros und „Säkularmenschen“ zu zeigen. Herr Sybel hat denn auch die Intentionen seines Mitarbeiters begriffen und Bismarck überall als die treibende Kraft in der „Weltgeschichte“ in den 60er Jahren dieses Jahrhunderts hingestellt. Was da an Mitwirkung für Wilhelm I. abfällt, ist nicht der Rede werth und scheint nur deshalb so breit getreten zu werden, um den Titel des Werkes einigermaßen zu rechtfertigen.

Und in der That ist es auch gar keine Frage, daß Bismarck bei der Begründung des deutschen Reiches eine viel größere Rolle gespielt hat, als der Preußenkönig. Bismarck's politischer Horizont war bedeutend weiter als der Wilhelms I. Das zeigt, abgesehen von vielen anderen Umständen, die Wahl der Mittel, deren er sich bei seinen diplomatischen Feldzügen bediente. Ein treffliches Beispiel erzählt uns Sybel hierfür im III. Band seines Werkes, der gänzlich der schleswig-holstein'schen Frage gewidmet ist.

Nach Befiegung der Dänen durch die preussische Armee, handelte es sich um die Festlegung der Grenze. Die Dänen wollten möglichst wenig von Schleswig-Holstein abtreten, die Preußen möglichst viel davon haben. Da nun aber in den beiden Provinzen die Dänenherrschaft aufs Aeußerste verhaßt war, konnte sich Bismarck bei seinen Forderungen auf den Willen des Volkes berufen. Er erinnerte sich der allgemeinen Volksabstimmungen (Plebiscite), welche vor nicht langer Zeit in Frankreich und Italien zu wiederholten Malen in Anwendung gekommen waren, um Entscheidungen in wichtigen staatsrechtlichen Fragen zu erhalten. So hatte man in Frankreich das Plebiszit zur Entscheidung über den Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 und die Wahl Louis Napoleons zum erblichen Kaiser angewandt; ferner in Italien zur Billigung oder Mißbilligung der Abtretung einiger sardinischer Landes-theile an Frankreich; endlich und im größten Maßstabe zur Erklärung der Bevölkerung einer Anzahl italienischer Staaten über Losjagen von ihren bisherigen Regierungen und über Vereinigung mit Piemont zu einem einheitlichen mehr und mehr ganz Italien umfassenden Reiche.

In ähnlicher Weise dachte nun Bismarck auch die Frage der Gebietsabtretung seitens Dänemarks zur Entscheidung zu bringen, wohl wissend, daß Preußen bei der Abneigung der Bevölkerung von Holstein und Schleswig gegen die Dänen nicht zu kurz kommen würde. Er unterbreitete daher der Londoner Konferenz den Antrag, die Bevölkerung von Holstein und Schleswig durch das Plebiszit entscheiden zu lassen, welchem Staat sie angehören wollen. Da die Freunde Dänemarks in dieser Konferenz in der Mehrheit waren, so wurde Bismarck's Vorschlag verworfen.

Das war schade; denn wäre das Plebiszit damals zur Anwendung gekommen, so wäre damit auch für Deutschland ein staatsrechtliches Präzedenz geschaffen, auf das bei späteren Vorkommnissen hätte hingewiesen werden können, und das bei der elsass-lothringischen Frage von Nutzen gewesen wäre.

Sehr klar und schlagend begründete Bismarck die Nothwendigkeit eines nationalen Parlaments in einer Depesche an den englischen Staatsmann Lord Russell vom 8. Oktober 1863. Er schreibt darüber:

„Was das deutsche Parlament betrifft, so beruht unser Standpunkt nicht auf einer politischen Theorie, sondern auf materiellen (!) preussischen (!) Interessen, welche mit denjenigen der Mehrheit der deutschen Nation identisch sind. Nicht die deutschen Regierungen, sondern das deutsche Volk (woll heißen: die deutsche Bourgeoisie) in überwiegender Zahl hat mit uns gleiches Interesse. Preußen braucht ein Gegengewicht gegen die dynastische Politik der Regierungen und kann dasselbe nur in der Volksvertretung (woll heißen: Bourgeoisinteressenvertretung) finden. . . . Selbst der geringste Jenfus würde noch bessere Garantien gegen revolutionäre Uebertreibungen bieten als manches Wahlgesetz, aus welchem die einzelnen Landesvertretungen jetzt hervorgehen, bessere Garantien namentlich als der Wahlmodus in Preußen (Sybel II. 540).“

Es wird hier also mit dürren Worten ausgesprochen, daß die Einigung Deutschlands — und diese kommt ja in erster Linie im Reichstag zum Ausdruck — „auf materiellen, preussischen Interessen beruhet.“ Jawohl, so etwas sagt man in diplomatischen Depeschen, aber vor dem Volke triefst man von Opfermuth und Selbstlosigkeit und geberdet sich als Opferlamm, während man nur der Wolf im Schafspelz ist. Im höchsten Grade revolutionär ist Bismarck's Haltung in seiner Politik gegen Rußland, als es sich nach dem „Bruderkriege“ von 1866 für Preußen darum handelte, drei Kronen von „Gottes Gnaden“ herunterzuschlucken. Das legitimitistische Rußland sah dieser Prozedur mit begreiflichem Unbehagen zu. Da es gerne selbst etwas verschluckt hätte, so gönnte es Preußen Hannover, Kurhessen und Nassau nicht und verbarg seinen Neid hinter allerlei gottesgnädigen Fausen. Es zeigte sich sehr verstimmt über die preussischen Anexionen. Was konnte von Preußen gethan werden, um sich den schon zwischen den Zähnen gehaltenen fetten Bissen zu erhalten?

Man versuchte es mit einer diplomatischen Sendung: Manteuffel wird nach Petersburg geschickt, um „Väterchen“ die in den Friedensbedingungen mit Oesterreich und den

Südstaaten enthaltenen bitteren Bitten mit süßen Worten zu verzuckern. Aber Väterchen merkt die Absicht und wird verstimmt. „Die völlige Absetzung der Dynastien, sagt er, erfülle ihn mit Schrecken; das sei nicht Stärkung, sondern Schwächung des monarchischen Prinzips. Er tabelt Preußens Bündniß mit Italien und fürchtet von dem angeländigten deutschen Parlament revolutionäre Gefahren.“

Ein ähnliches Gespräch hatte Manteuffel auch mit dem russischen Kanzler Gortschakoff, wie Sybel (V. S. 378) berichtet. Bismarck erhielt nun am Abend des 10. August eine telegraphische Inhaltsangabe dieser Gespräche. Gleich am Morgen des 11. August, noch ehe er die Friedensdepesche des Grafen Goltz aus Paris empfangen, telegraphirte er an Manteuffel:

„Wir sind mit Württemberg und Darmstadt auf billige Bedingungen, bewilligt aus Rücksicht auf Rußland, so gut wie einig. Reicht das nicht hin, um uns Rußlands Duldung wenigstens (!) bezüglich der Anexion Hannovers, Kurhessens, Nassaus zu sichern, so schließen wir auch mit Stuttgart und Darmstadt nicht ab. **Preßion des Auslandes wird uns zur Proklamirung der Reichsverfassung von 1849 und zu wirklich revolutionären Maßregeln treiben.** Soll Revolution sein, so wollen wir sie lieber machen, als erleiden. Bedenken können wir nicht berücksichtigen. Berlangt Rußland mehr als höfliche Begrüßung, so halten Sie sich einfach an das Programm, welches wir nächsten Montag in der Kammer proklamiren werden.“

Da die Angst des Zaren vor der Reichsverfassung von 1849 noch größer war, als sein Neid über die preussischen Anexionen, so gab er klein bei.

Dieser ganze Vorgang ist höchlichst lehrreich, wir wollen uns an ihn bei passender Gelegenheit erinnern.

Kostbar ist der folgende Brief König Wilhelms an den Zaren vom 20. August 1866 nach vollzogener Anexion:

„Es war mir höchst peinlich (kann man sich schon denken!) nicht eben schonend (gottvoll!) gegen die Dynastien von Hannover, Kurhessen und Nassau verfahren zu können. Aber ich habe meine persönlichen Gefühle dem Staatswohl (natürlich!) zum Opfer bringen müssen (!) Ich mußte die Stimmung meines Volkes und meines Heeres berücksichtigen und die Mittel ergreifen, das Land gegen die Wiederkehr einer Situation zu sichern, wie wir sie durchgemacht haben. Jenen Fürsten einen Theil ihrer Staaten zu lassen, hätte Zerstückelung der letzteren bedeutet, was mehr als alles Andere der dortigen Bevölkerung widerstreben würde.“

Man sieht hier recht deutlich, was für bedauerwerthe Geschöpfe die Fürsten im Allgemeinen sind. Sie müssen ihr Theuerstes, ihre Gefühle, dem Staatswohle zum Opfer bringen. Natürlich, hier waren es wieder einmal nicht die materiellen preussischen Interessen, von denen Bismarck mit Lord Russell plauderte, welche den Preußenkönig 3 Staaten verschlucken ließen, hier war es der Drang, dem Allgemeinwohl einen Dienst zu erweisen, welcher König Wilhelm's Appetit reizte. Das Proletariat wandelt zwar nicht auf der Menschheit Höhen, aber es darf sich der Hoffnung hingeben, daß sein Streben nicht verkannt wird, wenn es eines Tages das Kapital expropriirt um die Gesellschaft „gegen die Wiederkehr einer Situation zu sichern“, wie wir sie noch heute durchmachen. Es wird sich dann auch wohl damit entschuldigen dürfen, daß es seine „persönlichen Gefühle dem Staatswohl zum Opfer bringen mußte“!!

Der australische Dockarbeiterstreik.

(Schluß.)

Eine der wichtigsten Waffen in den Händen der Streikführer waren die Wollscheerer. Die Arbeiterkonferenz zauderte lange, bevor sie zu diesem Mittel griff, endlich beorderte sie sämtliche Scheerer zu streiken. Doch dürfte der richtige Moment bereits verpaßt gewesen sein. In den nördlichen Kolonien war die Schafschur fast am Ende und ein großer Theil der Arbeiter weigerte sich zu streiken, aus Furcht, daß ihnen der bereits fällige Lohn verloren ginge. In Viktorien wiederum, wo die Schafschur erst begann, fanden sich genug Ersatzscheerer, namentlich aus Neuseeland. Man darf nicht vergessen, daß das Wollscheeren eine Arbeit ist, die auch ein Tagelöhner in kurzer Zeit erlernt. Es stellte sich mithin der Ausstand der Scheerer als ein von Haus aus partieller Streik heraus und die Streikführer beeilten sich bald, die Scheerer wieder zur Aufnahme der Arbeit zu beordern. — Neben diesem Mißerfolge hatte der Ausstand der Scheerer noch eine andere für die Sache der australischen Arbeit mißliche Folge. Während nämlich das Labour-Komitee von Sydney jene Maßregel ergriff, war die Melbourneer Trades-Hall dagegen, da sie den Mißerfolg jenes Schrittes vorausjah. Daraus entstanden Differenzen und Mißverständnisse zwischen den Arbeiterführern, deren Folge war, daß einzelne Federationen in einigen Punkten auf eigene Faust und im Gegensatz zu anderen vorgingen. So beschuldigte z. B. das Trade Council von Adelaide die Labour-Conference, daß letztere ihre Kompetenz überschritten habe, indem sie die Melbourneer Exekutive zu den Verhandlungen einlud, Adelaide jedoch nicht.

Da nicht die gesammte wirthschaftliche Maschinerie mit einem Schlage zum Stillstande gebracht werden konnte; da es sich zeigte, daß die wirthschaftliche Zirkulation zwar sehr erschwert, nicht aber vollständig unterbunden werden konnte, war schon der Ausgang des großen Kampfes vorgezeichnet. Die Gewerksvereine hatten jede nichtorganisirte Arbeit verpönt, und die Kapitalisten und deren Kombinationen hatten es vermocht, sich solche nichtunionistische Arbeit zu verschaffen und dieselbe den Gewerksvereinen gegenüber zu behaupten. Unter diesen Umständen mußte ein Streik nach dem andern zusammenstürzen, die Aera der wirthschaftlichen Aktivität immer mehr sich erweitern

und dem normalen Zustande nähern. Anfang Oktober hatte der sehr befürchtete Ausbruch der Kohlenarbeiter von Newcastle mit vollkommener Niederlage der Arbeiter geendet, 34 Dampfer der Union Company verkehrten mit 2000 „freien Arbeitern.“ Je mehr nun die Streikführer zu Unterhandlungen geneigt waren, desto reservierter zeigten sich die Arbeitgeber, sie wollten nicht mit dem Streik-Komitee verhandeln; höchstens mit ihren eigenen Arbeitern.

So gestaltete sich die Sachlage, als am 17. Oktober die Marinebeamten eine Zusammenkunft mit den Arbeitgebern in Melbourne hatten und deren Manifest annahmen, also den Streik aufgaben und ihre Vereinigung mit dem Trades-Hall-Council lösten. Dieser Beschluß wurde auch in Sydney ratifiziert. Mithin war der spezifische Grund des allgemeinen Streiks geschwunden und eine allgemeine Wiederaufnahme von Arbeit war bloß eine Frage der Zeit. Es zeigte sich bereits in der zweiten Hälfte des Oktober, daß in den Werften, in den Docks, daß überall gearbeitet werde, daß also die Kontrolle der Unionisten darüber eine illusorische war. Immer mehr füllten sich die Reihen der Arbeitenden und es blieb daher den Unionisten nichts übrig, als formell das Ende des Streiks zu erklären. Das geschah auf dem Massenmeeting zu Melbourne am 14. November, wo auch die Führer ihre Niederlage eingestanden. So schloß dieser bewährte Arbeitskampf.

Er bedeutet unbestreitbar eine Niederlage der Arbeiterschaft Australiens, doch ist es schwierig, die Tragweite dieser Niederlage abzuschätzen. Jedenfalls darf dieselbe nach meiner Ueberzeugung, nicht überschätzt werden. Eine Niederlage der Arbeiter in dem Sinne, daß sämtliche Wohlthaten ihrer Organisation samt dieser selbst verloren gingen, ist sie nicht im geringsten. Die Gewerksvereine und Föderationen bleiben wie bisher die Kraftquelle der Arbeiterschaft und es obliegt ihnen jetzt eine neue große Pflicht: sämtliche arbeitende Kräfte aufzunehmen, anstatt sie durch kurzfristige egoistische Politik auszuschließen. Durch wen wurden die Unionisten geschlagen? Durch die Hunderte und Tausende von „härtigen, sonnenverbrannten Männern“, die zu jeder ungelerten Arbeit fähig, vom Lande kamen, durch die hohen Löhne angezogen, und die Stellen der Unionisten einnahmen. Diese blacklogs zu Unionisten zu bekehren ist die Hauptaufgabe der australischen Gewerksvereine in den nächsten Jahren.

Die Arbeiterschaft Australiens mag auch der tatsächlichen Entwicklung der Kolonien gar zu weit vorgereist sein, einen gegenwärtig noch nicht existenten Zustand eskompirt haben. Sie wird daher durch den Erfolg des vorjährigen Streiks auf den Weg der Detailthätigkeit verwiesen. Namentlich in den parlamentarischen Körperschaften hat sie allen ihr zu Gebote stehenden Einfluß geltend zu machen. Diesen Weg scheint sie auch betreten zu wollen, und es wurde das Schlagwort ausgegeben, die Monopolisten aus dem Parlamente auszuschließen.

Soll nun der eigentliche Charakter des Streiks, die Moral desselben, wie sie sein Ausgang lehrt, präzisiert werden, so dünkt sie mir die zu sein: der vorjährige allgemeine australische Streik hat zwar die großen Prinzipienfragen, um die es sich handelt, formuliert, aber dieselben nicht beantwortet. Durch den Streik ist kein dauernder Frieden, sondern bloß ein Waffenstillstand geschaffen worden, ein Provisorium, während dessen sich beide Parteien weiter zu stärken haben. Ob der gegenwärtige und nächstkünftige Zustand, der ein sozialer „bewaffneter Frieden“ ist, mit einem entscheidenden Kampfe enden wird, zu dem der vorjährige Ausbruch bloß als Vorspiel figurirt, oder ob die soziale Frage daselbst auf friedlichem Wege der Gesetzgebung und realen Entwicklung gelöst werden wird — das sind Fragen, deren Beantwortung vollkommen der Zukunft überlassen werden muß.

Wir haben den Artikel des christlich-sozialistischen Blattes abgedruckt, ohne eine Kritik an ihm zu üben. Der Verfasser sieht die Sache in einem sehr rosigen Licht an. Die bisherigen Vortheile der Arbeiter in Australien hängen eng mit der politischen Gestaltung des Landes zusammen; Australien ist noch immer abhängig von England, und so können die australischen Bourgeois ihre Sache noch nicht kräftig genug in die Hand nehmen. Aber es ist schon gefordert, daß die Hände der Arbeiter nicht in den Himmel wachsen. Die Bildung eines australischen Bundesstaates, der durch die vorläufigen Beschlüsse der Konvention in der Sidney jetzt greifbare Gestalt angenommen hat, und der zweifellos durch die Kolonialparlamente und die sich nötig machende Volksabstimmung sanktioniert werden wird, ist ein Beweis dafür, daß die Kapitalistenklasse jenes Landes sich jetzt stark genug fühlt, um ihre Geschäfte selbst zu besorgen. Eine oberflächliche Betrachtung der Resolution, die den Verhandlungen der Konvention zu Sidney als Grundlage dient, zeigt, daß es Interessenfragen der Kapitalistenklasse — und nur solche — sind, die darin zum Ausdruck gelangen. „Ausbreitung der Ausbeutungsfähigkeit der einheimischen Kapitalisten“, das ist, was aus jeder Zeile des Paroleschen Entwurfes spricht. Handelsfreiheit — im Interesse der Kapitalistenklasse! Uebernahme der Zollgesetzgebung durch den neuen Bundesstaat — im Interesse der Kapitalistenklasse! Ein oberer Gerichtshof, dem hauptsächlich eine Regelung von Eigentumsstreitigkeiten und hierauf bezügliche Gesetzesauslegungen obliegen würde — im Interesse der Kapitalistenklasse! Konzentration des Heeres und der Marine in Händen des Bundes — im Interesse der Kapitalistenklasse. Die ausgedehnten Kämpfe der

australischen Arbeiter im letzten Jahre haben der dortigen Bourgeoisie den Mangel einer zentralisirten Militärmacht empfinden lassen, wie denn überhaupt die Bewegungen der Arbeiter jenes „neuesten“ Welttheils nicht zum geringsten Theil mit einer Ursache der dortigen Bestrebungen zur Verstärkung der Staats-Organisation sein mögen. Es ist nach dieser Richtung hin charakteristisch, daß gerade die reichsten, am meisten industriell und im kapitalistischen Sinne überhaupt entwickelten Kolonien, wie New South Wales, Queensland und Victoria jene sind, die eine starke Zentralorganisation, eine möglichst kräftige Staatsgewalt befürworten.

Ein Haushaltsbudget.

Die „Magdeburger Volksstimme“ brachte vor einigen Wochen in einem Artikel das Haushaltsbudget eines Lehrers, welches wir zu den übrigen, die wir im vorigen Quartal aus verschiedenen Blättern gesammelt haben, abdrucken. Diese Budgets bieten namentlich jetzt eine sehr lehrreiche Kostüre, wo allem Anschein nach furchtbare Katastrophen infolge der mangelhaften Ernährung und Lebenshaltung bevorstehen. Wir behaupten, daß nicht nur die Arbeiter, nein, auch das Kleinbürgertum bei uns überhaupt gar keine Ahnung hat, was eine menschenwürdige Existenz ist. Die Folgen sieht man ja an der Degenerierung des Volkes. Geht das noch lange so fort, so ist das Volk rettungslos dem Untergang verfallen. — Wir lassen das Budget folgen.

Ausgaben einer Lehrerfamilie in Altona, bestehend aus Mann, Frau und einem Kinde bis zu 3 Jahren mit Miete für Wohnung.

A. Kost.	Wöchentl. Mt. Pf.	Jährlich Mt. Pf.
Brot und Weißbrot, täglich 15 Pf., Brötchen und wöchentlich 1 Schwarzbrot	1 75	91 —
Fleischwaren	4 —	208 —
Fische und Käse	— 50	26 —
Butter und Schmalz	2 —	104 —
Eier	1 —	52 —
Mehl, Reis, Weizenmehl, Hafersgrübe	— 50	26 —
Zucker, Kraut	— 40	20 80
Kartoffeln	— 30	41 60
Gewürze (Salz, Pfeffer, Del, Essig u.)	— 20	10 40
Gemüse, Erbsen, Bohnen u.	— 50	26 —
Pflaumen, Schmalz u.	— 25	13 —
Kaffee, Thee (1/2, Pfd. à 1,40 Mt.)	— 70	36 40
Milch (für den Tag 1 1/2 Liter)	2 10	109 20
		764 40
B. Haushalt		
Heuerung	— —	90 —
Licht	— —	20 —
Wäsche, jeden Monat 3 Mark	— —	36 —
Arzt und Apotheke	— —	40 —
Steuer und Feuerversicherung	— —	24 —
Ergänzung und Reparatur der Haushaltsgegenstände	— —	40 —
Bücher, Zeitschriften, Zeitungen, Porto	— —	30 —
Beteiligung an Vereinen, Versammlungen, Zeichnungen	— —	15 —
Sterbekasse	— —	15 —
Wittwenkasse	— —	10 —
Lebensversicherung	— —	85 —
Taschengeld, Reisen, Ferienholung, Gejelliges	— —	120 —
Unvorhergesehene Ausgaben	— —	25 —
		500 —
C. Kleidung		
Dem Hausherrn jährlich ein Anzug und eine Hose	— —	80 —
Hemden, Kragen, Taschentücher	— —	20 —
Hut, Handschuhe, Schlyse, Schirme	— —	15 —
Strümpfe und Unterkleider	— —	10 —
Schuhzeug (ein Paar neue und stützen)	— —	30 —
Alle drei Jahre ein Ueberzieher	— —	20 —
Der Hausfrau jährlich ein Kleid und ein Hauskleid	— —	50 —
Wäsche, Schürzen u.	— —	15 —
Schuhzeug	— —	20 —
Hut, Mantel, Schirm, Handschuhe	— —	30 —
Dem Kinde zusammen	— —	50 —
		340 —
D. Wohnung		
Wohnungsmiete 3 Zimmer und 1 Küche	— —	360 —
Lapezieren, Anstrich des Fußbodens, Umzüge u.	— —	40 —
		400 —
A. Kost	764,40 Mt.	
B. Haushalt	500 —	
C. Kleidung	340 —	
D. Wohnung	400 —	
	2004,40 Mt.	
Summa der Ausgaben: 2004,40 Mt.		
I.		
Die Lehrerfamilie der ersten Lehrerkaste:		
Einnahme: 3000 Mt.	Ausgabe: 2004,40 Mt.	Ueberschuß: 995,60 Mt.
II.		
Die Lehrerfamilie der zweiten Lehrerkaste:		
Einnahme: 1840 Mt.	Ausgabe: 2004,40 Mt.	Defizit: 164,40 Mt.
III.		
Die Lehrerfamilie der dritten Lehrerkaste:		
Einnahme: 1610 Mt.	Ausgabe: 2004,40 Mt.	Defizit: 394,40 Mt.
IV.		
Die Lehrerfamilie der vierten oder Hilfs-Lehrerkaste:		
Einnahme: 1380 Mt.	Ausgabe: 2004,40 Mt.	Defizit: 624,40 Mt.

Der Triumph der Sittlichkeit.

In Nr. 3 dieses Jahrgangs war eine Novelle von dem Redakteur dieses Blattes enthalten, die wie wir seiner Zeit mittheilten, auf Grund ihrer „Unsitlichkeit“ mit Verbot belegt wurde.

Letzten Sonnabend war die Verhandlung; der Verfasser wurde zu 100 Mt. Geldstrafe verurtheilt, nachdem der Staatsanwalt 14 Tage Gefängniß beantragt hatte.

Das Urtheil wurde damit begründet, daß der Verfasser „zweifelsohne die Absicht gehabt habe, durch Schilderung des außerehelichen Geschlechtsverkehrs bei rohen Menschen ein Sinnenfäul zu erregen.“

Wie unseren Lesern in Erinnerung sein wird,

schilderte diese Novelle, wie ein junger, unverdorbenener Mensch aus den „gebildeten Ständen“ unter dem Einfluß der vergifteten Atmosphäre, die ihn umgibt, seine Unschuld verliert. Um diese schmutzigen Dinge, diesen Grund der Verkommenheit und Verworfenheit zu schildern, der sich hinter unserer schönen Gesellschaft aufbaut, muß man natürlich die entsprechenden Worte anwenden; so war z. B. ein zotenhafter Ausdruck wiedergegeben, den ein Student gebraucht. In der Urtheilsbegründung war auch dieser Ausdruck als Beweis der Unsitlichkeit herangezogen. Derselbe werde allerdings in „Gesellschaft von jungen Leuten“ gebraucht, aber das sei nicht unsittlich. Unsittlich sei es nur, wenn man in eine Schilderung einer derartigen Gesellschaft diesen Ausdruck mit aufnotire, denn derartige Schilderungen würden doch auch von Frauen und Mädchen gelesen.

Die Frauen und Mädchen dürfen nämlich nicht wissen, was für ein verkommenes Gesindel die Herren „unter sich“ sind.

Besonderer Nachdruck wurde in der Urtheilsbegründung darauf gelegt, daß der „außereheliche Geschlechtsverkehr“ geschildert sei; da nun nicht anzunehmen ist, daß durch die Schilderung des „ehelichen Geschlechtsverkehrs“ ihnen nicht „der Sinnenfäul erregt wird“, sondern die betreffenden Leser hingehen und sich schnell eine von den Töchtern des Landes standesamtlich und kirchlich antrauen lassen — so muß die Schändlichkeit dieser außerehelichen Schilderung doch wohl wo anders liegen.

Wo, das ist klar. Daß die Darstellung eines ekelhaften und empörenden Vorgangs Niemanden verlocken wird, ist wohl einleuchtend, sie kann nur abschreckend wirken. Aber nicht deshalb ist sie ja für „Staat und Gesellschaft“ gefährlich. Sie ist gefährlich, weil sie unserer Gesellschaftsordnung den Schamfingern herunterreißt, mit dem sie ihren ekelhaften, eiterbeuligen Körper bedeckt. Was heißt denn die Begründung, daß man solche Dinge nicht schildern dürfe, anders, als: das wird gethan, die Gesellschaft ist so grauenhaft verkommen, wie du sagst; aber wir wollen ihre Schande nicht an den Pranger gestellt sehen. Den Schamlappen als Drifflamme und das Feigenblatt als Wippen, zieht die moderne Gesellschaft in den Kampf gegen die Unsitlichkeit. Wie sie heuchelt, als wisse sie gar nicht, daß eine Prostitution existirt, wie sie heuchelt, als wisse sie nichts von der allgemeinen: sittlichen Verkommenheit, so darf sie auch derartige Schriften nicht dulden, welche das Laster aufdecken.

Freue dich Laster, du hast nichts zu fürchten; freue dich, Gemeinheit, du brauchst vor nichts Angst zu haben; noch nicht einmal die öffentliche Schande droht euch; denn wer es versucht, euch zu brandmarken, wird von dem Staat als — „unsittlich“ bestraft.

Wir haben es weit gebracht. In seiner tiefsten Verfunkenheit hatte das römische Volk doch wenigstens noch so viel Gefühl für Tugend und Ehre, daß es die nicht verfolgte, welche ihm seine Schande vorhielten. Leuten, wie Juvenal und Martial drohte man nicht mit den Gerichten.

Aber dafür stehen wir auch auf der Höhe des erleuchteten neunzehnten Jahrhunderts, leben wir in einem christlichen Staat, und in dem sittlichen, ehrenhaften Deutschland.

Vom Reichstag.

101. Sitzung.

Fortsetzung der zweiten Beratung der Gewerbenovelle mit § 135, welcher die Beschäftigung von Kindern unter 13 Jahren, sowie schulpflichtiger Kinder in Fabriken verbietet und die Maximalarbeitszeit für Kinder unter 14 Jahren auf sechs, für Personen von 14 bis 16 Jahren auf zehn Stunden täglich festsetzt.

Ein Antrag Auer will das Verbot der Fabrikarbeit auf die Altersgrenze von 14 Jahren ausdehnen. Ferner setzt ein Antrag Auer die Maximalarbeitszeit von zehn Stunden für Personen unter 18 Jahren, ein Antrag Feiler von Rünch für Personen unter 17 Jahren fest.

Abg. Tröltzsch (nl.). In seiner Fabrik hätten ihn die Eltern darum, ihre Kinder in die Fabrik aufzunehmen, darin zeige sich das Gefühl der Zusammengehörigkeit zwischen Arbeitern und Arbeitgeber.

Geb.-R. Dr. König meint, der Kommissionsbeschluß bringe uns in dieser Beziehung an die Spitze aller Kulturstaaten. Marschieren wir denn nicht schon lange à la tête de la civilisation? Das wird uns doch immer gesagt!

Abg. v. Rünch, der Benjamin des Reichstages, der gewissenhaft stets seine eigenen Wege wandelt und sich durch nichts in seiner selbstständigen Prüfung der Dinge imponiren läßt, erklärt sich gegen die Altersgrenze von 14 Jahren. Die aus der Schule entlassenen Kinder wären in der Fabrik gut aufgehoben, und namentlich die Mädchen könnten früh anfangen zu sparen, für ihre spätere Verheirathung. In Bezug auf die Maximalarbeitszeit empfiehlt er seinen vermittelnden Antrag. (Der Mann ist nämlich „Demokrat“.)

Natürlich wird „Antrag Auer abgelehnt“.

Als § 136a ist von den Sozialdemokraten die Einföhrung des Maximalarbeitstages beantragt worden und zwar vom Tage des Inkrafttretens des Gesetzes auf zehn Stunden, vom 1. Januar 1894 auf neun, vom 1. Januar 1898 auf acht Stunden festgesetzt; für Arbeiten unter Tag und für Betriebe mit ununterbrochener Tag- und Nacharbeit schon vom Tage des Inkrafttretens des Gesetzes auf acht Stunden.

Abg. Grillenberger (Soz.): Die Sozialdemokraten verlangen damit viel weniger als die aufgeregten Arbeiter draußen im Lande, die der Reichstagsfraktion wegen ihrer milden Haltung im Parlament Vorwürfe machen. Der zehnstündige Arbeitstag soll den Uebergang zu einer internationalen Verständigung leichter herbeiföhren. Der Umstand, daß in einer großen Reihe von Fabrikbetrieben die 9 bis 10stündige Arbeitszeit eingeföhrt sei, beweist, daß man mit einer geringeren Arbeitszeit auskommt. Aber es genügt nicht, diese Frage der gütlichen Vereinbarung zu überlassen, sondern hier muß Gesetz eingeföhrt werden, denn der Arbeiter ist bei der Wertlosigkeit seiner Koalitionsfreiheit gegen Uebergriffe, gegen Arbeitsausbeutung seitens der Unternehmer nicht geschützt. Das beweisen am besten die in den letzten Tagen durch die sozialdemokratische Presse ge-

gangenen Enthaltungen über die Vergewaltigung der Arbeiter durch die Metallindustriellen in Verbindung mit den Behörden. Da will man den Leuten die Freiheit nehmen, bessere Arbeitsbedingungen, eine geringere Arbeitszeit zu verlangen, man will die Leute anschießen, welche von ihrer Freiheit Gebrauch machen, Leute, die durchaus nicht immer Sozialdemokraten und teilsfalls Agitatoren sind. Um eine solche Vergewaltigung zu verhindern, muß der Staat den Arbeitstag regeln.

102. Sitzung.

Abg. Müllensiefen (nll.) ist partiell arbeiterfreundlich: Es ist meine persönliche Ansicht, daß eine Schichtdauer von 8 Stunden für den Bergmann eine genügend lange ist. Bei der jetzigen Arbeitsweise würde aber die Einführung einer 8-stündigen Schicht die Existenz der Felsen gefährden oder die für viele Industrien schon jetzt unerschwinglichen Preise der Kohlen noch mehr steigern. (Kostbarer Herr! Er muß doch sein Wort wenigstens etwas einlösen, aber er darf doch auch nicht gegen seine profitwütigen Kollegen vorgehen. Ein echt nationalliberaler Sitz zwischen zwei Stühlen.) Die Arbeiter fühlen, wer für sie ein warmes Herz hat, und sie vertrauen mir, einem alten erfahrenen Manne in dieser Beziehung, und in diesem Vertrauen bin ich gewählt worden. Ich wäre lieber bei meiner Familie zu Hause geblieben, aber ich bin vom Bochumer Wahlkomitee zur Annahme eines Mandats geradezu gezwungen worden, weil ich die meiste Aussicht hatte, gewählt zu werden, da ich so großes Vertrauen im Kreise besaß. (l)

Abg. Leuschner (Rp.) vertritt das Arbeiterinteresse besser, wie die Sozialdemokratie. Mögen sich die Arbeiter das merken. Das Kapital ist nicht so profitwütig, wie sie darstellen, es ist überhaupt bloß aus reiner Vorherzigkeit auf der Welt, damit die Leute Arbeit haben. Er meint, daß sich die Vergleiche gegen die achtstündige Schicht wehren werden, wegen deren sie gestreikt haben! Wer nicht arbeitet, ist ein Faulpelz! ruft er entrüstet, und nachdem er diese Wahrheit verstanden hat, findet er, daß die Arbeiter jetzt herle werden, und den Sozialdemokraten nicht mehr glauben. Hierauf setzt er sich mit großer Befriedigung. Denen hat er's aber mal gegeben!

Abg. Auer (Soz.): Nicht wir, sondern Sie drohen. Das beweist, wie unheimlich Ihnen Ihre Lage vorkommt. Sie appellieren an die Gewalt, nicht wir, wir müßten denn so ungeschickt sein, wie Sie es zu wünschen scheinen. Wir werden auf friedlichem Wege zu unserem Ziele kommen, und der erste Weg dazu soll die Einführung des Maximalarbeitstages sein. Wir sind auch vollkommen zufrieden, wenn die Regierung eine Vorlage zur Einführung des „sanitären“ Maximalarbeitstages macht, wir verzichten dann auf das Andere. Uns kommt es nur darauf an, daß das Prinzip anerkannt und durchgeführt wird, aber mit der bloßen Sympathie können die Arbeiter nichts anfangen. Wie kann man von den Arbeitern sagen, daß sie am liebsten Lohn verlangen möchten, ohne zu arbeiten? Das kommt wohl in den höheren Gesellschaftskreisen vor, wo Leute ohne Arbeit hunderttausende einfließen. Aber die Arbeiter müssen sich ihre paar Groschen teuer verdienen.

Der Herr Minister geht von absolut falschen Thatsachen aus, und damit ist auch seine Beweisführung hinfällig, daß die Arbeiter aus eigener Initiative durch das Koalitionsrecht zum Normalarbeitstag kommen könnten. In einem Staatswesen, wo die Polizei dafür Geschenke annimmt, daß sie die Arbeiter an der Ausübung des Koalitionsrechtes hindert, wo das Koalitionsrecht nur auf dem Papier steht, ist es unmöglich. Platonisch, in der Theorie sind Sie für das Koalitionsrecht, in der Praxis aber folgen Sie den Grundfähn, welche Herr v. Puttkamer als Minister betätigt hat.

Abg. v. Stumm (Rp.) nimmt den Arbeiter in Schutz gegen die sozialdemokratischen Beleidigungen; es ist nämlich eine Beleidigung, wenn man den Arbeiter nicht so lange für seine Familie arbeiten lassen will, wie er will, d. h. so lange ausgebeutet werden lassen, wie der Unternehmer will. Macht dann noch einige weitere dummen Redensarten, mit denen der Tag würdig abschließt.

103. Sitzung. (Schutzbestimmungen für Arbeiterinnen.)

Handelsminister v. Berlepsch: Die Regierung wollte eine zehnstündige Arbeitszeit für Frauen einführen, aber es ging nicht.

Abg. Bebel (Soz.): Die Arbeit der Frauen verdrängt in vielen Industrien nach und nach die der Männer. Dadurch werde die Industriedevelopment mehr und mehr degeneriert und die Sterblichkeit der neugeborenen Kinder nehme erschreckend zu. Während in den Städten Sachsen im allgemeinen die Sterblichkeit der Kinder im ersten Lebensjahre 28 pCt. betrage, betrage sie in den Industriestädten 36-45 pCt. und in Chemnitz, wo die Frauenarbeit vorherrscht, sogar 40 bis über 50 pCt. (hört! hört!) Da müsse man wenigstens die zu große Ausbeutung der Frauen möglichst verhindern. Der 11-stündige Arbeitstag genüge durchaus nicht. Auf keinen Fall dürfe man hier Ausnahmen zulassen, wie es in späteren Paragraphen verhandelt werde. In der Schweiz sei klipp und klar jede Nacht- und Sonntagsarbeit der Frauen ohne Ausnahme verboten. Die Erfahrung habe bewiesen, daß die Industrie eine Herabsetzung der Arbeitszeit auf 10 Stunden sehr wohl vertragen könne; denn sonst müßten in den Industrien, in denen die Arbeitszeit am längsten sei, auch die Löhne am größten sein. Das gerade Gegenteil aber sei der Fall, namentlich bezüglich der Frauenarbeit. Die Konkurrenzfähigkeit der Industrie werde durch lange Arbeitszeit und niedrige Löhne durchaus nicht gefördert; das beweise der Vergleich der Textilindustrie im Rheinland und Schlefien. Gerade im Rheinland mit seiner kurzen Arbeitszeit und seinen hohen Löhnen sei die Industrie leistungsfähiger als in Schlefien mit ungeheurer langer Arbeitszeit und erbärmlichen Löhnen. Wo die Arbeitszeit kürzer sei, werde der Arbeiter leistungsfähiger und entwickle sich die Technik mehr. Eine Herabsetzung der 12-stündigen Arbeitszeit auf eine 10-stündige würde gar keinen Ausfall der Produktion zur Folge haben.

104. Sitzung.

(Durchlöcherungen des Arbeiterschutzes.)

Abg. Singer (Soz.): Eigentlich wären Ausnahmen überhaupt nicht nötig, da man bei besonders gehäufter Arbeit einfach mehr Arbeiterinnen einstellen könne. Die Möglichkeit der Mehrbeschäftigung von einer Stunde würde aber Jedenfalls ausreichen, um der Industrie die Uebergangsperiode zu erleichtern, und gar die Befugnisse der oberen Verwaltungsbehörde würden den ganzen Fortschritt des § 137 illusorisch machen.

105. Sitzung.

(Die Hauptsache des Arbeiterschutzes: der berühmte § 158.)
Abg. Liebknecht: In England hätte man schon vor langen Jahren jeden, der das Koalitionsrecht der Arbeiter hätte angegriffen wollen, reif fürs Irrenhaus gehalten. In Deutschland sehe daselbe aber nur auf dem Papier. Ein Arbeiterschutz ohne gewährleistetes Koalitionsrecht sei unidentbar. Die Arbeitgeber freilich bräuchten allerdings kein Koalitionsrecht, sie verhandelten hinter verschlossenen Thüren. Die Arbeiter dagegen seien ohne Koalitionsrecht eine Null. Der englische Arbeitgeber suche seinen Arbeiter genau so ausbeuten wie in Deutschland, aber er behandle ihn nicht als Menschen zweiter Klasse. Der Arbeiter stehe dort vor seinem Arbeitgeber mit dem Hute auf dem Kopfe.

Der Staat dürfe, während er die Arbeitgeber begünstige, den Arbeitern nicht die Hände binden. Der Paragraph nach der Regierungsvorlage sei ein Hohn auf das Koalitionsrecht der Arbeiter, die blutige Satire auf die den Arbeitern verheißene Sozialreform. Auch der alte § 158 sei ein Kaufparagraf. Der sozialdemokratische Antrag allein werde ihm diese Eigenschaften nehmen, indem er seine Spitze genau ebenso gegen die Arbeitgeber wende, wie gegen die Arbeit. Die Arbeitgeber wollten überhaupt keine Koalition der Arbeiter dulden; und doch würde bei vollkommener Ausübung eines unumschränkten Koalitionsrechtes es überhaupt keine Streiks mehr geben.

Handelsminister v. Berlepsch will das öffentliche Recht bewußtsein schützen. — Existiert denn das überhaupt noch?

Abg. Bebel (Soz.) erklärt den § 158 für ein gebührendes, parteiliches und barbarisches Ausnahmengesetz. In der ganzen zivilisierten Welt sei kein Beispiel dafür vorhanden, daß in solcher Weise die gerechtfertigten Forderungen der Arbeiter, ihre Lage zu verbessern, bestraft würden. Die Strafbestimmungen seien viel besser angebracht für die gemeingefährlichen Bestrebungen der Unternehmertrotter, die Preise der notwendigen Lebensmittel zu verteuern und die Organisation und Bildung der Arbeiter zu verhindern. Führt eine Anzahl von Unternehmern Verbände an, welche ungesetzlich schwarze Listen führen und bespricht sodann die in der Broschüre „Ein Komplott gegen die deutsche Arbeiterklasse“ veröffentlichten Vorgänge. Der Polizeipräsident von Berlin habe, indem er vom Verein deutscher Metallindustriellen ein Geschenk für seine Beamten, die die Denunzianten der Arbeiter bei den Arbeitgebern zu spielen hätten, angenommen habe, gegen den § 231 des Strafgesetzbuches verstoßen; die für eine in ihr Amt einschlagende, an sich nicht dienwidrige Handlung ein Geschenk annehmen, mit einer Geldstrafe bis zu 5000 M. oder Gefängnis bis zu sechs Monaten bedroht. Die Handlungswiese der Eisenbahnverwaltung und des Kriegsministers, welche die sozialdemokratischen Arbeiter geduldet habe, sei empörend. Die Sozialdemokraten müßten auch Steuern zahlen und ihre gesunden Knochen auf Befehl des Kaisers zu Marke tragen, da diese man ihnen auch nicht das Recht nehmen, sich Arbeit zu suchen, wo sie wollten. Arbeitgeber, die das verhindern wollten, begingen eine ganz gemeine Handlung, ein ehrenhafter Unternehmer schloße sich einem Verbands nicht an, der Arbeiter hinterrücks auf die schwarze Liste setze. Solche Ausschreitungen müßten wenigstens exemplarisch bestraft werden. Das sei der Zweck des Antrages Auer.

Sächs. Bevollmächtigter Held: Die schwarzen Listen der Unternehmer stehen mit den Gesetzen nicht in Widerspruch (Grober Unfugparagraf!!!)

Minister v. Berlepsch protestiert dagegen, daß die Annahme eines Geschenkes von 3000 M. seitens des Polizeipräsidenten eine Straftat im Sinne des § 231 des Strafgesetzbuches darstelle. Denn er habe das Geschenk nicht für sich angenommen, sondern zur Verteilung an seine Mannschaften. Und diese hätten sich nicht strafbar gemacht; denn es habe ihnen das Bewußtsein der rechtswidrigen Handlung gefehlt, weil sie von ihrem Vorgesetzten die Genehmigung bekommen hätten, das Geld anzunehmen. (!!!) (Ausdrucksfehler! sprechen auch!) Am 1. Mai seien, weil man allgemein Erzeße befürchtet habe, die Beamten zur Aufrechterhaltung der Ordnung den ganzen Tag in angestrengtestem Dienste gewesen. Daß Privatpersonen oder Vereine in besonderen Fällen der Behörde Remunerationen zur Verteilung an die Beamten gäben, sei nicht ungewöhnlich. (Das ist ja ein schönes Gefändnis!)

Verein der Sattler und Fachgenossen.

Am Sonnabend, den 25. April, Abends 8 1/2 Uhr, im neuen Vereins-Lokal, Dresdener Garten, Dresdenerstraße 45, Ecke der Prinzenstraße.

Bersammlung

Tagesordnung: Vortrag des Herrn Dr. Christeller über Augenkrankheiten. 2. Diskussion. 3. Ausgabe der Billets zum 10. Stiftungsfest. 4. Verschiedenes.

Zu zahlreichem Besuch ladet ein
Der Vorstand.
Außerdem machen wir auf das am 2. Mai stattfindende **Stiftungsfest** aufmerksam und bitten um recht zahlreichen Besuch. Dasselbe findet statt in **Schmiedel's Festsaal**, Alte Jakobstr. 32. Herren-Billets 50 Pf. inkl. Tanz, Damen-Billets 30 Pf.

Sonntag, den 3. Mai, Nachmittags 4 Uhr, im Vereinshaus „Süd-Ost“, Waldemarstraße 75.

Große öffentliche Bersammlung

für Männer und Frauen der in Holzbearbeitungsfabriken und auf Holzplätzen beschäftigten Arbeiter.

Tages-Ordnung: 1. Vortrag. 2. Diskussion. 3. Abstimmung der Resolution zu Gunsten des Achtstundentages. 4. Verschiedenes. Nachher: **Gemüthliches Beisammensein**. Dasselbst gelangt auch die Fest-Zeitung zur Ausgabe.

Zur Deckung der Unkosten Entree nach Belieben. Um recht zahlreiches Erscheinen ersucht
Der Einberufer.

Franzbinderei u. Blumenhandlg.

von
J. Meyer
Berlin SO., Wienerstraße 1,
(in der Ecke bei der Mantuffelstraße).
Bekannte Preise. Auch Versandt.
Pünktlich und gut.
Kernprecher, Amt IX, 9482.

Empfehle Freunden und Genossen mein reichhaltiges Lager von

Cigarren u. Tabake.

Dasselbst Zahlstelle des Metallarbeiter-Vereins und der Gütler-Billets. Haupt-Agentur der Berliner Feuer-Versicherung.

Otto Klein

Kottbuser Damm 14, früher Ritterstr. 15.

Berliner Parteigenossen!

Unseres Landbrod liefert täglich frisch

Joh. Haussmann

Mariendorf.

Herrn- u. Knaben-Garderobe, Arbeitsachen, Bestellungen nach Maß,

empfehle wie bekannt in reellster Ausführung und allerbilligsten Preisen

J. BAER, Berlin N., Gesundbrunnen, Badstr. 18, Ecke der Stettinerstrasse.

Bitte genau auf die Firma zu achten.

Verlag von Otto Berger, Berlin SW., Holmannstraße 6.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen, sowie direkt gegen Einsendung von 50 Pfennig zu beziehen:

Der Kaufmann u. die Sozialdemokratie

Preis 50 Pf. von Albert Auerbach. Preis 50 Pf.

Genossen empfehle mein Gutgeschick. Arbeite nur mit Fabrikanten, welche sich der Kontrollmarken deutscher Gutmacher angenommen haben. Bitte zu beachten: Köpenickerstraße 126, nahe der Adalbertstraße.

Adolph Kehr.

Junkerstrasse 1.

E. M. Wilschke,

Katzbachstr. 1 (Ecke der Poststr.)

Cigarren u. Tabacke, Pfeifen u. Cigarrenspitzen,

alle Sorten Cigarretten.

Zahlstelle der „Volksbühne“, der Bildungsschule und des Wahlvereins.

Sozialdemokratischer Wahlverein des 2. Berliner Reichstags-Wahlkreises.

Bersammlung

am Dienstag, den 28. April, Abds. 8 Uhr, im „Königshof“, Bülowstr.

Tages-Ordnung: 1. Vortrag über: „Die sozialrevolutionäre Bewegung Rußlands.“ Referent: Th. Glode. 2. Diskussion. 3. Aufnahme neuer Mitglieder. 4. Verschiedenes und Fragen. Die neuen Statutenbücher werden in dieser Bersammlung ausgegeben.

Zugleich ersuchen wir diejenigen Mitglieder, welche mit ihren Beiträgen restieren, dieselbe umgehend zu entrichten, da wir uns sonst veranlaßt sehen, sie auszuschließen. Die Zahlstellen befinden sich bei Otto Klein, Zigarrengeschäft, Kottbuser Damm 14; Scherer, Restaurant, Griebensaustr. 45; Haugl, Restaurant, Voebstr. 12; Schmidt, Restaurant, Dieffenbachstr. 34; Lubm, Restaurant, Brandenburgstr. 11; Ernst Wilschke, Zigarrengeschäft, Kottbuserstr. 1 u. Junkerstr. 1; Schröder, Zigarrengeschäft, Kreuzbergstr. 15; Grube vorm. Schönfeld, Restaurant, Mariendorferstraße 10; Miesel, Restaurant, Schützenstr. 58; Böhlend, Restaurant, Bülowstr. 52; Grassander, Restaurant, Schwerinstr. 9.

Zugleich weisen wir darauf hin, daß am Sonntag, den 3. Mai, ein

grosses Arbeiter-Fest

in der Berliner-Bockbrauerei stattfindet, bestehend in **Vokal- und Instrumentalkonzert, Lebensbilder und Tanz**, unter gütiger Mitwirkung der Vereine des Arbeiter-Sängerbundes als: Gesang- und Musikverein Armitas, der Gesangsvereine Freiheit, Frühlingssinfonie, Harmonia, Kreuzberger Harmonie, Viedesfreiheit, Treuer Bund und Waldkapelle, zusammen 200 Sänger, mit reichhaltigem Programm, wozu Billets à 20 Pf. bei den Vorstandsmitgliedern und in den Zahlstellen zu haben sind.

Der Vorstand.

Empfehle allen Freunden und Genossen mein

Weiß- und Bairischbier-Lokal.

Zimmer mit und ohne Piano für Vereine und Vorstände sind noch einige Abende in der Woche zu vergeben.

Fr. Zubeil, Mannh.

Achtung! Achtung!

Allen gewerkschaftlichen und politischen Arbeiter-Organisationen zur gefälligen Kenntlichnahme, daß ich meinen Saal nebst Vereinszimmer zu allen Bersammlungen hergegenwärtig empfehle meine sonstigen Restaurationsräume. Es wird mein Bestreben sein, nur gute Speisen und Getränke zu verabreichen.

Pyrtek, Restaurateur,

Gypstraße 3.

Wendt's Salon

Köllnerstraße 17, früher Brandenburgstr. 33.

Ball-Salon.

Rudolph Wendt.